



Berlin, den 4. Juni 1904.

## Nikolaos.

Nikolai Alexandrowitsch sitzt in seinem petersburger Palast und besinnt, mit wunden Nerven, die Maitage seines Lebens. Dem Knaben, dem Jüngling brachte jeder Maimond die Kinderlust der Geburtstagsfeier. Den zweiundzwanzigjährigen Thronfolger schickte der Vater in die weite Welt; und am elften Mai 1891 wurde der Großfürst Nikolaus in Otsu, nah bei Kioto, von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopfe verwundet. Warum? Er hatte Keinen gekränkt, keine Nachsucht herausgefordert. Was trieb den Mann, den Beamten, der den fremden Prinzen bewachen sollte, zu tödtlichem Mordversuch? Nikolaus fragt; und vernimmt, daß Japan, Adel und Plebs, die Moskowiter haßt. Seit sie, vom Amur her, an die Küste kamen und dem Hafensplatz, den sie der schwachen Mandschurendynastie abgetroßt hatten, den stolzen Namen Wladimostok, des Ostens Beherrscherin, gaben. Seit sie, im Venz 1875, die Japaner zwangen, ihnen Sachalin, die alte Ainoinsel, zu überlassen. Seit sie gar, ungefähr um die selbe Zeit, lüftern nach Korea hinüberzublicken begannen. Rußland hatte vor zweihundert Jahren die Riegel gebrochen, hinter denen das Morgenland Nippon traumlos schlief, und, wider des Mikados Befehl, dem Inselreich einen Handelsverkehr aufgenöthigt, der den Feudalstaat sacht in die Wirbelstürme kapitalistischer Weltwirthschaft riß. Rußland plant einen Eisenstrang, der seine Waaren, seine Geschütze und Truppen bis ans Japanische Meer führen soll. Am Ussuri hatte vor dreißig Jahren, unter der Führung Nikolais Ignatiow, Rußlands Erobererzug ins Ostasiatenland angefangen;

und Nikolai Alexandrowitsch sollte jetzt den Bau der Ussuri-Bahn feierlich weihen. Wärs nicht eine gute Patriotenthät, diesen Prinzen zu töten, dem „Feind aus Norden“ den Thronanwärter zu rauben? Der Bedrohte kommt mit einer leichten Wunde davon; wird drei Jahre später Herr aller Rußen und zieht 1896 an die Moskwa, um sich auf Wäterschens heiligem Boden als Monomachos zu krönen. Wieder ein Maitag; der vorletzte nach unserer Rechnung. Aus allen Theilen des Niesenreiches ist die Menge zusammengeströmt, um den neuen Zaren zu sehen, den jungen Erben der Hordenkhanen und Palatologen, der morgen sich seinem Volke vermählen will. Hunderttausend lagern unter freiem Himmel; in plumpen Basschuhen, auf zerfetzten Fußlappen sind sie her beigeeilt, um das große Symbol zu schauen, den geweihten Krönungsbecher als Fetisch heimzutragen. Uebers Chodynkasfeld schallen Choräle; Regsbuden, Musikbanden, Jahrmärktsvergnügungen locken ringelum und den Hirnen entflackert irre Begeisterung, die nur in islamitischer Vorstellungzone wachsen konnte. Endlich schlägt die Feierstunde. Die Ungeduld der übernächtigen, von Inbrunst und Wodka bis zum Taumel trunkenen Masse bricht in hitzigem Anprall die Schranke, stürmt wie in Fieberaserei vorwärts, — und steht nach wildem Lauf wie von jäher Lähmung gebannt, vom grausen Scheul aufgehalten. Dreitausend Menschen werden im Drang von den Volksgenossen überrannt, zertreten, erdrückt, zu blutenden, im Roth dampfenden Fleischklumpen zerstampft; vielleicht viertausend. Niemand erfährt die richtige Ziffer, Niemand je des Unheils wahre Ursache. Auch der Zar nicht. Doch an diesem Maimorgen lernt der weichmüthige Sohn des Eisenkopfes erkennen, vor welche Aufgabe er gestellt ward. Die Beamtenschaft, der Tshin, ein morscher, selbständigen Wirkens unfähiger Körper; und hundert Millionen kindischer, ohne Hemmungsnerv hinvegetirender Menschen. Als er die letzte Thräne getrocknet hat, sucht sein dunkler Sinn ein Mittel, das Heilung verheißt. Arm und roh ist das Rußenvolk; wer ihm die schwere Rüstung vom Nacken nähme, würde das Leid gewiß lindern. Die Milliarden, die der Wehrkraft geopfert werden, könnten die Scholle düngen; und aus keiner Kaserne brächte der Mushiik dann neue Roheit auf die schwarze Erde heim. Lieblich klingt die Schalmei. Und an einem Maitag wird im Haag die Friedenskonferenz eröffnet. 1899; von einem Murawjew. Dessen Ahn hatte 1858 dem Chinesenkaiser den Amurbezirk abgezwungen. Jetzt war hellere Zeit. Keinen Krieg mehr; nicht neue Rüstung; der Weiße Zar will den Frieden. Im Osten zieht sich wieder zusammen? Seid getrost: der Wink des Kreuzzepters verschleucht das schwarze Gewölk. Nikolaos, dessen Name den Sieg weist, ist der starke Bürge des

Friedens... Wieder ist Mai. Ein Krieg, wie ihn das Russenreich nie noch zu führen hatte, seit den Warägertagen nicht, hat Tausende schon gefällt, unermessliche Werthe zerstört, den Schrecken, der von der Zarenmacht ausging, in Osten und Westen gemildert. Und der Sturmschritt des Sieges hat die gelben Männer schon bis an die Wälle von Port Arthur geführt.

Zwei Maitage sah Nikolaos nicht; und gerade ihr Anblick konnte den Aberglauben entwaffnen. Wer wach ihrer gedenkt, sieht hinter Nebeln den blanken Stahlglanz der Kausalkette aufblitzen. Die Straße von Tschili trennt Port Arthur von der Hafenstadt Tschifu. Sie war, vor neun Jahren, der Schauplay des Vorspiels zu dem Historiendrama, das wir jetzt erleben. Von Nagasaki her waren seit den letzten Apriltagen russische Kriegsschiffe gekommen. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; schon waren mehr, als England selbst in diesen Gewässern hatte. Auf der Rhede von Tschifu machten sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wurde über Bord geschafft. Und wer an Deck die geschäftige Hast sah, mußte glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein einziger Schuß fiel. Im Beach-Hotel wurde Alles hübsch still abgemacht. Da saßen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Drei Wochen vorher hatte der kurze Krieg grendet, in dem Chinas Wehrlosigkeit, Japans wilde Jugendkraft enthüllt worden war. Rußland, Deutschland, Frankreich hatten sich verbündet, um die Auslieferung der im Friedensvertrag von Shimonoseki den Japanern versprochenen Kriegsbeute zu hindern. Wenn Japan auf der Halbinsel Liautung herrscht, ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch leerer Wahn. Das erklären die Vertreter der drei Großmächte in Tokio; und fordern, daß die Japaner aus Liautung abziehen und schnell besonders Port Arthur räumen. Die Männer von Rippon zaudern. Auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf den werthvollsten Kampfspreis nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; es blickt lästern nach Korea, braucht einen eisfreien Hafen und hat, seinen Willen durchzusetzen, wirksame Mittel. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatererede. Deshalb ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt: ist's nöthig, so sprechen die Batterien. Ueberall sieht man russische Uniformen; als herrschte am Golf von Tschili schon der Reussenzar. Am zehnten Mai 1895 fiel im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift hatten die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingegäunt, den Japan herausgeben müsse. „So will es mein Herr; und hat mir

befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen.“ Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die kleinen Japaner von ihren Sätzen. War solche Willkür möglich? Ihr Schligauge umfliegt angstvoll die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Der britische Admiral hebt mit kühlem Lächeln die Schultern: dieser trade interessiert ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts anzufangen. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder Nein? Die Gelben behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet: sie müssen nachgeben. Sie werden Port Arthur räumen; aber erst, wenn China die zunächst fälligen dreißig Millionen Taels bezahlt hat. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Da das stets von Bargeldnoth bedrückte Jarenreich nicht ohne listige Hintergedanken für einen Anderen Hundertmillionen erbettelt, wußte seit diesem Maitag die weiße und gelbe Welt, daß Rußland dem armen Himmelssohn bald einen — gewiß nicht allzu schmalen — Reichszipfel entreißen würde. Und die Japaner wußten seit dem zehnten Mai 1895, daß Liautung, daß namentlich Port Arthur das Ziel moskowitzischen Sehnsens war und daß sie mit den Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesen zähen Drang niemals binden würden. Welches Recht wirkt, hatten sie erkannt, als der russische Kommandant seinen Degen auf den Tisch warf. Ein Hitzkopf und Drausgänger, der Pulver und Blei für sich reden läßt. Er hieß Makarow . . . Ihm und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk“, hat eine von den Japanern gelegte Mine nun den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jungnippon geprellt hatte. Die Schmach von Tschifu ist gerächt. Rußlands Flotte ist einstweilen zur Ohnmacht verdammt, Rußlands Heer am Yalu und bei Kintschu geschlagen. Und die gelben Männlein stehen mit schwerem Geschütz dräuend vor Port Arthur.

Da herrscht nicht mehr der träge Sohn des Himmels; nicht gegen Gleichfarbige, wie im ersten Krieg um Liautung, haben die Japaner jetzt ihr Feldgeschütz zu richten. Die drei Großmächte, die China im Lenz des Jahres 1895 so selbstlos beschützt hatten, sahen nach und nach ein, daß Uneigennützigkeit in unserer argen Welt nicht viel höher als Dummheit gift. Sie heißten Lohn. Im April 1896 unterzeichnen Lobanow und Si-Hung-Tschang in Petersburg einen Vertrag, der den Russen Port Arthur und die Kiautschu-Bucht

als Flottenstützpunkte überläßt. Die Russisch-Chinesische Bank wird gegründet. Rußland darf seinen Bahnstrang durch die Mandchurei legen und von dort in Garnisonen untergebrachten Truppen, Fußvolk und Reitern, bewachen lassen. Zwei Jahre nach Schimonoseki sitzen die Moskowiter fest in der Halbinsel, die sie Japan abgejagt haben; und der Erwerb hat sie kein Pulverkörnchen gekostet. Ein hübscher Erfolg, der dem Grafen Bülow beweisen müßte, daß man, auch ohne „vom Leder zu ziehen“, reiche Länder erobern kann. Als er 1897 aus Rom kam, schien er's zu wissen. In Schantung waren zwei deutsche Missionare ermordet worden. Kiautschu wurden von unserer Marine besetzt, der ganze Bezirk später dem Deutschen Reich verpachtet. Der selbe Bezirk, den Ei zwei Jahre vorher den Russen zugesagt hatte. Nicht nur an der Newa wurde man unruhig. Strebt Deutschland nach der Vormacht am Gelben Meer? Will es den ostasiatischen Handel an sich reißen? Neun Tage schon nach dem Abschluß des Kiautschu-Vertrages hatte Rußland das Pächterrecht auf Port Arthur und Talienwan erworben und neue Eisenbahnprivilegien erhascht, die seinem breiten Schienenstrang an der Küste zwei wichtige Endpunkte sichern. Nun war kein Halten mehr. England nahm Weihaiwei, Frankreich die Kwangtschu-Bucht. Sogar Italien forderte einen Bissen, wurde von dem britischen Protektor aber im Stich gelassen. Japan bekam nichts; und man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen das Volk des Sonnenaufgangs dem Ende der großen Aktion zusah, die in Tokio und Tschifu mit der Nothwendigkeit begründet worden war, das chinesische Reichsgebiet vor Zerstückelung zu bewahren. Jetzt hatte jeder selbstlose Schächer sein Stück.

Sachalin war längst, nun auch die Hoffnung auf die Südmandchurei den Japanern verloren. Sollte die Barenmacht ihnen gar noch Korea rauben? Um die Insel aus chinesisch-russischer Vormundschaft zu lösen, hatten sie 1894 den Krieg geführt und den Kaiser von China zum Verzicht auf sein Lehnherrnrecht gezwungen. Korea war unabhängig; und wurde heimlich vom Mikado regirt. Nicht heimlich genug; im Siegerstolz hatten die klugen Leute von Nippon das rechte Augenmaß für das jetzt schon Erreichbare verloren. Sie mordeten die widerspenstige Kaiserin, behandelten den verängsteten Kaiser als Staatsgefangenen. Diesen Fehler nützten die Neussenagenten schlau. Eines Tages erfuhren wir, der Kaiser von Korea sei den japanischen Wächtern entschlüpft und habe bei Rußlands Gesandten in Seoul Obdach gefunden. Wieder ein Waidtag; der vierzehnte des Jahres 1896: Rußland und Japan schließen einen — später von Lobanow und Yamagata unterzeichneten — Vertrag, der Koreas Unabhängigkeit abermals feierlich verbürgt, die Rechtsan-

Sprüche auf öffentliche Arbeiten abgrenzt und beide Kontrahenten verpfichtet, ihre Schutztruppe auf der Insel nicht über die Präsenziffer von tausend Mann hinaus zu erhöhen. Solche Verträge waren für Rußland stets die *societas leonina* des Cassius Longinus: allen Vortheil dem erhabenen Gossudar, dem Anderen einen gestempelten Papierfegen. Auch auf Korea hätten die Uebergriffe der petersburger Legaten schon früher zu offenem Kampf geführt, wenn der Eifer nicht durch den mandschurischen Pachtvertrag gekühlt worden wäre. Wer Port Arthur hat, kann auf Korea verzichten; so dachte man damals und ließ die Insel ruhig den Japanern. Die sind ja nichternsthaft zu fürchten. Die müssen kuscheln, wenn der slavische Riese winkt. Malaken nannte man sie noch bis vor wenigen Wochen in Nikolais Reich; nach den in Ostasien heimischen gemeinen Schmalnasenaffen, die aussehen, als seien sie auf der Entwicklungsstufe zwischen der Meerlaze und dem Pavian stehen geblieben. Die Puzigen mögen sich getrost auf Korea austoben... Der Bogerkrieg löste die Binde von allen Augen, die nicht blind sein wollten. Und ungefähr um die selbe Zeit regten sich in Petersburg, in Moskau und Wladiwostok neue Tendenzen. In der Mandchurei hatten Fabrikanten, Lieferanten, Speculanten ungeheure Summen verdient und ertrogen; an dem Bahnbau, den Festungswerken, der aus dem Boden gezauberten Wunderstadt Dalny. Dieser Segen ging nun mählich zu Ende; und die Geschäftsleute und Schwindler knüffelten nach neuer Weltordnungsgerechtigkeit. Wenn man die Bahnhöfe und die Hasen von Fusan führen könnte; mitten durch Korea! Die Insel soll Erz, Kohle und Kupfer in Fülle haben; Manche sagen gar, ihr Schoß berge Silber und Gold. Da wäre Etwas zu holen. Und warum nicht? Ja, wiederholten die in Liautung angesiedelten Russen, warum nicht? Eigentlich gehört Korea zur Mandchurei; wir hätten's längst nehmen sollen. Port Arthur genügt nicht. Und wer will uns zwingen, am rechten Ufer des Jalu zu bleiben? Wie in aller Kolonialgeschichte so oft schon, verbündete Geldgier sich stolzem Nationalgefühl. Korea wurde wieder das Ziel russischer Expansion. Und jetzt folgt Streich auf Streich. Im Amurgebiet wird der Admiral Alexejew, der Geschäfts speculationen nicht fremd geblieben sein soll, als Statthalter des Kaisers eingesetzt und sein erstes Diktatorwort sagt: „Wir bleiben, bis wir erreicht haben, was wir wollen.“ Die Jalu Gesellschaft fängt, unter der Leitung des Herrn Günsburg, plötzlich an, auf Grund einer Jahre lang unbenutzten Konzession die koreanischen Wälder abzuholzen, und ruft, zum Schutz ihrer Arbeiter, Kosaken ins Land. Der New-York-Herald meldet, drei sibirische Regimente seien nach der Jalugrenze ausgerückt. Soll das alte Spiel sich etwa erneuen? Die

Japaner sind nicht länger zu halten. Sie fühlen sich; wissen, was sie seit dem schmachlichen Tag von Tschifu geleistet, getragen haben. Unter der Last der neuen Steuern hat sich in Tokio das Leben in zwei Jahren um Fünffache vertheuert; und Niemand murrte. Das Geld war ja nöthig. Die Organisation des Landheeres mußte verbessert und nach einem vorsichtig erwogenen Plan eine Flotte gebaut worden, die den Japanern unter ihrem Himmel die Vorherrschaft zur See sichert. Vor dem Eingriff einer dritten Macht schützt das mit England geschlossene Bündniß. Diesmal soll der Feind aus Norden uns nicht niederzwingen. In der Mandchurei sitzt er nun einmal. Das ist schließlich Chinas Sache. Doch er will auch Korea und hält uns nur mit Ausflüchten hin, bis er eine Armee herbeigeschafft hat. Wir können nicht, dürfen nicht warten. Unser Nothstift umrändert jetzt den verbotenen Bezirk und wir werfen das Schwert auf den Rathetisch. Die Regirenden zaudern zwar, ihr Bedenken wird aber von der Volksleidenschaft überschrien; und ehe der Allerhöchste es noch zu wünschen wagt, spricht schweres Schiffsgeschütz in des Mikados Namen.

Auch Nikolai Alexandrowitsch wollte den Krieg nicht; nicht um den Preis höchsten Siegerruhmes. Noch am vierzehnten Januar sagte er zu dem versammelten diplomatischen Corps, er sei fest entschlossen, den Frieden am Gelben Meer zu erhalten; und sein Herz war bei dem Entschluß. Den ganzen vorigen Sommer und Herbst ließ er unbenutzt, hinderte, als in Tokio schon ein Treubund offen zur Kriegserklärung trieb, jede ernstliche Vorbereitung zum Kampf und ließ den Bau der neuen Panzerschiffe so langsam hinterrücken, daß an Bord des „Retwisan“ und „Zarewitsch“, als sie bei dem Nachtüberfall im Februar von den Torpedos der Japaner getroffen wurden, noch französische Werftarbeiter hämmerten, feilten und sägten. Nicht nach der Formel nur, als allmächtiger Vater des Rußlandvolkes, ist er für den elenden Zustand verantwortlich, in dem dieser Krieg das Siamland über fiel. Und er kann sich nicht mit der Behauptung entschulden, die Leidenschaft der Massen habe ihn, wie seinen Großvater einst, ins blutige Spiel gerissen. Abenteuer und gierige Marodeure haben ihn genarrt, dessen schwächlicher Sinn sich in iredischen Heilandswahn verstieg hatte. Am eigenen Jünglingsleib hat er, in Otsu, den Russenhaß der verhöhten Makalen gefühlt, auf dem Chodhynkafeld, als er zum ersten Mal die Krone trug, sein Kindervolk erkennen gelernt. Und ließ blind sich dennoch den Abhang hinunterschleifen. Für dieses Einen Blindheit bluten Zehntausende. Denn er ist Herr über Leben und Tod, ist, so spricht die geliebte Popenchaft, von Gottes Gnade zum höchsten Hirten erwählt.



## Das Opernhaus.

Sehr geehrter Herr Garten,

**E**rn entspreche ich Ihrem Ersuchen, mich über den in Berlin beabsichtigten Bau eines Opernhauses zu äußern; ich habe lange Jahre in dieser Stadt gelebt und nehme deshalb auch an ihrer weiteren Entwicklung regen Antheil.

Berlin, eine durchaus moderne Stadt, ist verhältnißmäßig arm an älteren interessanten Gebäuden. Architektonische Wanderungen, die in anderen, erheblich kleineren Städten stets von Neuem amusant und belehrend sein können — man denke an Würzburg oder Frankfurt am Main —, darf man in Berlin nicht zu oft wiederholen. Erst mit dem Großen Kurfürsten begann hier eine reichere Entwicklung; also zu einer Zeit, da andere Städte bereits eine glänzende Rüstung angelegt hatten. Die wenigen Gebäude, die in Betracht kommen können, lassen sich schnell aufzählen. Es sind der Hauptsache nach: das Schloß, das Museum von Schinkel und Stüler, das Zeughaus, das Opernhaus, die Hofbibliothek, das Prinzeßinnenpalais, Schinkels Hauptwache, das Logengebäude in der Dorotheenstraße, das Brandenburger Thor und endlich Gontards Thürme auf dem Gendarmenmarkt. Das ist Alles: und nun vergleiche man diese wirklich recht bescheidene Zahl mit der Fülle des in Wien, London oder gar Paris Erhaltenen.

Die Vernichtung des alten Opernhauses hat deshalb eine viel einschneidendere Bedeutung als etwa die der Tuilerien durch die Commune. Und eine Sicherheit, daß das Neuentstehende auch nur annähernd einen Ersatz bieten werde, ist nach Maßgabe dessen, was unter Wilhelm dem Zweiten bisher stattfand, nicht gegeben.

Wie jede große Stadt mit ihrer mächtigen Anziehungskraft, besitzt Berlin unter seinen Architekten eine Reihe hervorragender Talente, die man in der deutschen Fachwelt und über diese hinaus kennt, die jedoch, mit wenigen Ausnahmen, bisher zu keiner der großen Bauunternehmungen herangezogen worden sind. Das ist im Interesse der architektonisch-künstlerischen Entwicklung der Stadt auf das Tiefste zu beklagen. Wie würde es wohl in Potsdam und Berlin aussehen, wenn die damaligen fürstlichen Bauherren nicht verstanden hätten, Künstler wie Schlüter, Eosander, Knobelsdorff, Gontard und später Langhans, Schinkel, Persius, Stüler, also die Ersten ihrer Zeit, für ihre Unternehmungen zu gewinnen!

Daß das jetzige Opernhaus modernen Ansprüchen nicht genügt, ist zweifellos; und deshalb wäre gegen die Errichtung eines neuen Gebäudes an sich nichts einzuwenden. Aber warum soll gerade dieser Platz gewählt, warum soll das Neue mit der Zerstörung des Alten erkaufte werden? Der Beweis für diese Nothwendigkeit ist nicht erbracht und ich gestatte mir, auf den

vortrefflichen Artikel des Professors Wallé in der Deutschen Bauzeitung (Heft 26) und auf die Eingabe hinzuweisen, die von beiden baukünstlerischen Vereinen Berlins, dem Architektenverein und der Vereinigung Berliner Architekten, an den Hausminister von Wedel gerichtet wurde. Auch sie ist in der Deutschen Bauzeitung abgedruckt worden\*). Erweist sich die darin ausgesprochene Befürchtung als berechtigt, wird das neue Opernhaus parallel oder schräg zu der Straße Unter den Linden gestellt, dann würde sich das bei der Errichtung des Kaiser Wilhelm-Denkmal und des Domes Geschehene wiederholen: wiederum wäre ein Platz gewählt, der den an ihn gestellten Anforderungen nicht zu genügen vermag.

Um das Kaiser Wilhelm-Denkmal in angemessener Entfernung vom Schloß zu errichten und ihm den an dieser Stelle unerläßlichen Hintergrund zu geben, war man genöthigt, den Spreearm zu verkleinern, in ein Loch zu verwandeln und das Denkmal selbst der Stadt gegenüber abzuschließen. Welch großartiges Architekturbild konnte geschaffen werden, wenn das gewaltige Schloß mit dem Portalbau von Cosander in unmittelbare Beziehung zum Wasserspiegel gebracht worden wäre! Und ähnlich liegen die Verhältnisse beim Dom, der mit seiner — der von Sankt Peter kaum nachstehenden — Kuppel auf Kosten des Flusses in die Spree hineingeschoben werden mußte. Diesem Theil von Berlin, so weit der Spreelauf vom Schloß abwärts in Betracht kommt, ist überhaupt übel mitgespielt worden; es sei gestattet, auch diese Verhältnisse hier zu berühren. Wären zu einer Zeit, wo es ohne größere Opfer noch möglich war, nach dem Vorgang anderer Städte längs der Spree Tiefläden angelegt und hochliegende, breite Uferstraßen vorgeesehen worden, so hätten diese am Schloß beginnenden und an den Museen und Ronbijou vorbeiführenden Straßen zu den schönsten und werthvollsten der Stadt zählen können. Man denke an die Ufer der Seine auf dem Wege von Notre Dame bis herab zum Trocadero. Und die Seine ist auch kein bedeutender Strom. Sie erscheint nur größer, als sie ist, weil das Auge die Tiefläden noch zum Flußbett rechnet und nur nach den Längen der Brücken urtheilt, welche die Hochuferstraßen verbinden.

Es wäre zu wünschen, daß sich die Presse an der Diskussion solcher mit der äußeren Entwicklung der Stadt unmittelbar zusammenhängenden wichtigen Fragen lebhafter betheilige. Bei der Beschaffenheit unseres Publikums würden belehrende Darstellungen von kundiger Seite gewiß wirksam sein und manche Uebelthat könnte so vielleicht verhütet werden.

Dresden.

Professor Dr. Paul Wallé.

\*) Hat aber kein Gehör gefunden. „Auf Allerhöchsten Befehl“ wird Nobelsdorffs Bau, der eben durch unbrauchbare Treppchen ins Lächerliche entstellt war, niedergedrissen. Öffentlich bleibt der Protest des Mannes, dessen starker Individualität wir das Reichstagshaus danken, auch im Lande der Unterthänigkeit nicht vereinzelt.

## Sprache und Sittlichkeit.

**S**prache und Sittlichkeit? Gibt es da wirklich eine Brücke von Beziehungen, einen sichtbaren Parallelismus in der Entwicklung? Wenn in der That, wie Jakob Grimm einmal behauptet, die Sprachen lebendigere Zeugnisse sind für die Völker, die sie sprechen, als Knochen, Waffen und Gräber, weil die Sprache der volle Athem der menschlichen Seele ist, so werden wir gewiß in irgend einer Gestalt in den Sprachen auch den Niederschlag sittlicher Anschauungen finden können.

Erst mit Hilfe der Sprache hat sich der Mensch zunächst in intellektueller Beziehung von niedrigen Stufen emporgearbeitet: erst da er einer Vorstellung einen Namen gab, konnte er sie als sicheres Eigentum betrachten; an der Sprache entzündete sich der Gedanke immer von Neuem; durch die Sprache lernte der Mensch das Denken. Eben so verhielt es sich mit dem sittlichen Empfinden. Die einzelnen Etappen im Werdegang der Sprachen sind zugleich die Stationen, durch die sich das sittliche Gefühl emporgearbeitet hat. Die Begriffe des Sittlichen sind durchaus davon abhängig, daß sie einen Namen bekommen. „Durch das immer bereite Zeichen des Wortes“, sagt Trendelenburg, „lernt der Mensch die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und in einander fließen, fixiren und unterscheiden.“ So können wir denn vom Niveau der Sprachentwicklung, wie von einem Pegel, die Höhe des sittlichen Empfindens ablesen. Wenn wir den Ethnologen glauben dürfen, giebt es Völker und Sprachen, die so unentwickelt sind, daß sie für Töten, Morden und Viehschlachten nur einen einzigen Ausdruck haben. Andere kennen kein Wort für „Dank“. Erst allmählich entwickeln sich bei ihnen die polaren Gegensätze von „Gut“ und „Böse“; aber erst eine viel spätere Zeit schafft zwischen diesen beiden Antithesen eine Reihe von Mittelgliedern und Nuancen. Auch bei dem Kind führt der Werdegang des sittlichen Empfindens den selben Weg. Wenn das Kind durch Lob oder Tadel der Eltern zuerst erkannt hat, was gut und was böse ist, wenn es weiß, wofür es gescholten und wofür es belohnt wird, so hat es die Grundbegriffe der Sittlichkeit erworben, deren Gezeigestafel es nachher mit differenzirenden Nuancen immer mehr ausfüllen kann. Deshalb ist es sehr wichtig, daß die Kinder in der Zeit, wo sie sich an der Sprache zu sittlichen Vorstellungen emporarbeiten, vor Doppelsprachigkeit gehütet werden. Die Sprache, in der wir erzogen werden, umgiebt uns, wie Voße sagt, mit einer Sphäre nationalen Denkens, in der über die Auffassungweise von tausend Gegenständen und Verhältnissen schon endgiltig entschieden ist. Deshalb kämpft man mit Recht dagegen, daß in diesen Kindheitsstadien in verschiedenen Sprachen unterrichtet wird. Denn die Wirkungen dieser Sprachen summiren sich nicht, sondern paralysiren sich. Schon Schleiermacher warnt in diesem Sinn: „Keine Duplizität!“

Die Ausfüllung der Begriffreihe, an deren äußersten Enden anfänglich nur die polaren Gegensätze „Gut“ und „Böse“ stehen, mag wegen ihrer Wichtigkeit noch von einer besonderen Seite betrachtet werden. Die Gegensätze „Ehrgefühl“ und „Ehrsucht“ erhielten dann die Zwischenglieder „Ehrgeiz“, „Ehrliebe“ „Ehrtrieb“, „Ehrbedürfniß“ und andere. Doch schon dadurch, daß sie vorhanden sind, üben diese Worte eine erzieherische Mission. Das hat W. Münnich uns als Erster gelehrt. Denn wer die Sprache erlernt, sei es ein Kind, ein Fremder oder ein Ein-

heimischer, der tiefer in den Gedankenſchatz einbringen will, iſt durch dieſe Waſſe der Mittelglieder gezwungen, zu fragen, was dieſe Nuancen bedeuten; und ſo wird er aus der Sprache heraus ſein ſittliches Empfinden verfeinern. Mögen alſo viele Wörter anfangs nur halb verſtanden, oft nur von ſuggeſtiven Einflüſſen oder von Klangwirkungen getragen werden: ſchon ihre Exiſtenz wirkt belehrend. Welche Bedeutung gerade Klangwirkungen für das ſittliche Empfinden gewinnen können, mag man der ſolgenden Thatſache entnehmen. Ein dänischer Sprachforſcher, Chriſtoph Nyrop, hat beobachtet, daß zufällige Reime die Denkart und das Handeln ganzer Völker beeinflussen können. Im Däniſchen giebt es ein gereimtes Sprichwort, das ſagt: „Alles Alte iſt gut“; dort reimen die Wörter, die „alt“ und „gut“ bedeuten. Das wurde zu einer mächtigen Waſſe in den Händen konſervativer dänischer Politiker. Die Franzoſen aber formen gerade die entgegengeſetzte Weiſheit in einen Reim: *Tout nouveau, tout beau*. Das dänische Zauberwort ſperet allem Neuen die Thür, das franzöſiſche öffnet ſie angelweit. In Daubets Erzählung „*Le secret de matras Cornillo*“ ſehen wir, wie die Bauern im Vertrauen auf das Wort *Tout nouveau, tout beau* die alten Windmühlen verlaſſen und ihr Getreide in die neuen Dampfsmühlen tragen. Hier ſchafft alſo das Wort — richtiger: der Reim — in gewiſſen Köpfen ganze Weltanſchauungen. Aber auch ohne korreſpondirenden Reim wirkt ein Wort oft wie eine Großmacht, als poliſtiſches, ſoziales Schlagwort der Agitation. Denn wir gehen, wie Herder ſagt, „im Wängelwagen der Sprache.“ Wir folgen oft Schlagwörtern, die wir kaum verſtehen: aber auch dieſes blinde Nachgeben hat oft gute Folgen. Denn es iſt, wie einer unſer gedankenreichſten Sprachforſcher ſagt, nicht gleichgültig, ob in der Poliſtik die Wörter Recht, Sittlichkeit, Achtung vor der Rationalität, Gewiſſensfreiheit, Verbrüderung der Völker Rede werden, mag es zunächſt auch mit der Sache nicht immer zu ernſtlich gemeint ſein. „Denn dem Namen folgt nothwendig auch die Sache, wenn nämlich die Namen überhaupt zu Schlagwörtern werden können.“ Auf den verſchiedenſten Gebieten kann man beobachten, daß das anfangs hohle und unverſtandene Schlagwort, ſchon ehe es verſtanden wird, auf die Gemüther eine ungeheure Macht übt. Erſt allmählich denken die Leute dem Schall nach und erkennen, wenn ſie ſchon längſt unter dem ſuggeſtiven Einfluß des Schlagwortes ſtehen, was es bedeutet. Eine Ahnung dieſes Sachverhaltes ſpricht wohl ſchon aus Goethes Worten: „In der menſchlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu Allem, was wir ſehen, Worte zu finden, und ſaſt noch lebhafter iſt die Begierde, Dasjenige mit Augen zu ſehen, was wir beſchreiben können.“

Aber es gilt, raſch die Vorſtellung zu zerſtreuen, als hielten wir die Sprache für ein pädagogiſches Inſtrument in der Hand der Menſchen, für ein Anſchauungsmittel beim Moralunterricht; als könnte man die Menſchen auf dem Umweg über eine ſelbſtgeſchaffene ſprachliche Terminologie erziehen. Das hieße, das Autonome, das willkürliche und ſelbſtändige Eigenleben in der Sprache ungehörlich in den Hintergrund drängen. Betrachten wir die Sprache ganz unabhängig von den vorher erwähnten polaren Gegenſätzen des „Guten“ und „Böſen“ und den ſpäter eingeführten Mittelgliedern. Wie ſtellt ſie ſich von Anfang an zu all den Tugenden und Laſtern? Hier ziemt es, Geſchichte der Sprache und Geſchichte der Sittlichkeit ſtreng zu ſchreiben. War das Gute vor dem Böſen

auf der Welt, so gab es natürlich zunächst Namen für das Gute und erst dann für das Böse. Lobte aber, um mit Poja zu reden, zuerst „des Uebels grauenvolles Heer“ durchs Weltall, so hatte auch in der Sprache das Böse die Priorität. Die erste Hypothese entspricht der Ueberlieferung vom Paradies, die zweite der wissenschaftlichen Anschauung, die alle Civilisation als Ergebnis langwieriger Entwicklung aus rohen und verwilderten Urzuständen betrachtet. Wilhelm Wundt hat einmal die Frage nach der Priorität der Bezeichnungen für das Gute oder Böse in der Sprache gestellt. Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse der ältesten Vergangenheit kann es auf diese Frage natürlich keine Antwort geben: so beschränkte sich Wundt denn auf die Terminologie des Deutschen, und zwar in seiner gegenwärtigen Sprachform, und zog nur nebenbei das Lateinische zur Vergleichung herbei. Die deutsche Sprache bezeichnet Laster als Negationen von Tugenden und Tugenden als Negationen von Lastern: in die erste Klasse gehören Ausdrücke wie „Tugend“, „Untugend“, „Danfbarkeit“, „Undanfbarkeit“, „Ehre“, „Ehrlosigkeit“. Das scheint der Grundtypus zu sein: aber nicht umgekehrt. Das Sittliche als Negation des Unsittlichen zu bezeichnen, konnte sich die Sprache nicht in gleicher Weise entschließen. Denn diese Gegensätze verhalten sich in der Sprache wie der beleuchtete Gegenstand zu seinem Schatten. Der Schatten ist das Nachbild des Gegenstandes, aber der Gegenstand nicht das Nachbild des Schattens. Dennoch giebt es eine Reihe von Fällen, wo die Tugend als Negation des Lasters bezeichnet erscheint: „Schuld“ — „Schuldlosigkeit“, „Sünde“ — „Sündlosigkeit“, „Bescholtenheit“ — „Unbescholtenheit“ u. s. w. Die absolute Mehrheit der Ausdrücke aber spricht im Deutschen (und im Lateinischen) für die Neigung, die Tugend positiv, das Laster negativ auszudrücken. Zählt man nach dem Verikon die in Betracht kommenden Wörter zusammen, so ergiebt sich, daß im Deutschen 62 negative Wörter für Laster, aber nur 44 negative Ausdrücke für Tugenden zu finden sind. Das Verhältniß stellt sich also wie 2 : 3. Noch drastischer allerdings im Lateinischen, wo 61 negativen Lasterbezeichnungen mit dem privativen Präfix „in“ nur 23 negative Tugendnamen gegenüberstehen. Hier also waltet die Proportion 1 : 3 vor. Sicher besteht also die Neigung, Objekte unserer sittlichen Mißbilligung durch die Negation lebenswerther Eigenschaften zu bezeichnen, während die entgegengesetzte Tendenz, das Gute durch Negation des Schlechten zu benennen, viel seltener sichtbar ist.

Das wäre also ein Fall, wo gewissermaßen die Sprache selbst in einem bestimmten Sinn Partei für das Sittliche ergreift. Sie geht mit Vorliebe, wie die genannten Biffen erweisen, vom Guten aus und nicht vom Schlechten, wenn sie sittliche Begriffe prägen will. Was sonst noch ins Feld geführt wurde, um diese Tendenz in den Sprachen zu beweisen, zerflattert allzu sehr in Einzelercheinungen, um den Werth eines vollständigen Argumentes gewinnen zu können. Es wäre schön, wenn sich einwandfrei zeigen ließe, daß „Ew“ und „ewig“ stammverwandt sind, daß sogar die Sprache also die Unlöslichkeit des ehelichen Bundes in dessen Namen zum Ausdruck bringen wollte. Dierher gehört auch die Thatfache, daß in verschiedenen Sprachen „recht“ im geometrischen Sinn und in ethischer Bedeutung identisch ist, daß also der kürzeste Weg zum Ziel, der „rechte Weg“, zugleich als der gilt, der eine gerade, helle, saubere Straße führt.

Mag in der Annahme, daß die Sprache für das Sittliche Partei ergreife,

wie leicht nur eine schätzbare kleine Wahrheit liegen: gewiß ist, daß die Sprache um des Sittlichen willen große Veränderungen und Wandlungen mit ihrem Vortgut vorgenommen hat. Aus rein äußerlichen, utilitarischen Begriffen hat sie durch Vertiefung und Idealisierung des Bedeutungsinhaltes ethische Begriffe herausbekommen. Diese vergeistigende und veredelnde Tendenz können wir schon an dem Worte „Tugend“ beobachten; denn „Tugend“ kommt zunächst nur von „taugen“, „fromm“ von „frommen“, das so viel wie „nähen“ bedeutet, „edel“ ist ursprünglich nichts als „abelig“, „Demuth“ nichts als die Wesinnung eines „Dienenden“, „Pflicht“ ist nur Substantiv zu „Pflegen“, „gebiegen“ Partizip zu „gebeihen“, „Arbeit“ war ursprünglich „Nöthsal“, „Bedrängniß“. Dieses Wort weist auf eine Zeit hin, wo allgemeines Nichtsthum die Regel war, Arbeit als Last empfunden wurde; erst später muß sich daraus der Begriff für eine Thätigkeit entwickelt haben, die gern und ohne Widerwillen geübt wird.

Solcher Bedeutungswandel geht also parallel mit der Vertiefung des sittlichen Empfindens; oft aber entwickelt er sich auch als Zeuge lockerer moralischer Anschauungen. In den Zeiten politischen, sozialen, sittlichen Verfalls wandeln sich die Bedeutungen der Wörter zum Schrecken der Konservativen, der besugten Hüter der guten, alten Vergangenheit. „Jam pridem“ jammert Sallust, „nos vera vocabula rerum amisimus: quia bona aliena largiri liberalitas, malorum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est“. Wirklich war es auch so: in der Zeit der alten römischen Republik, als die ererbten Tugenden der Vorfahren noch in vollem Glanz strahlten, war liberalitas die Opferwilligkeit, die für das Vaterland Alles hingugeben bereit war. Im Lauf der Zeit aber ging diese Gesinnung und mit ihr auch der Begriff verloren und man könnte fast genau den Zeitpunkt bezeichnen, von dem an liberalitas „Verschwendung“ und „Großherzigkeit aus fremden Taschen“ zu bedeuten anfing. Noch einmal heißt es bei Sallust (im Munde des Vicinius) in einer Mahnung, non nomina rerum ad ignaviam mutantes otium pro servitio appelletis. In der alten Zeit war otium die Ruhe, die der machtvolle Staat sich durch die Unterwerfung seiner Nachbarn eroberte: in der Periode des Verfalls aber hieß „otium“ die Ruhe, die man überfröh genoss, wenn sie Einem der streche Nachbar gönnte. So mahnt denn Sallust, man möge nicht nach der Terminologie der Freigheit „Ruhe“ statt „Sklaverei“ sagen.

Stellt sich hier der Bedeutungswandel als Begleiterscheinung wirklich herabgekommener Verhältnisse ein, so erscheint er anderswo als Zeugniß viel harmloserer Demoralisation. Oft gehört ein besonders fein organisiertes sittliches Gefühl dazu, um in der Sprache diese Demoralisation zu erkennen. Wenn wir einem in Affekt gerathenen Redner mit geschärfter Aufmerksamkeit zuhören, werden wir bemerken, wie viele Wendungen, Metaphern und Nebensarten er gebraucht, bei deren Benutzung er sich gar nichts denkt. Er sagt in einer Reichenrede (stupellus: „Ich sehe in jedem Auge Thränen des Mitleids glänzen“, obwohl davon gar nichts zu merken ist. Er berauscht sich an seinen eigenen Phrasen und läßt sich von ihnen immer weiter fortreißen. Aber wir brauchen gar nicht zum Redner emporzusteigen: unser ganzes gesellschaftliches Leben steckt voll von Phrasen, von Unwahrheiten. Namentlich die Halbgebildeten leben von Ausdrücken, die sie kaum annähernd verstehen. Um ihre Blößen zu verdecken, ge-

brauchen sie gern Fremdwörter, die für sie wahre Süßendrüsen sind, oder wählen allgemeine, unbestimmte Wörter, bei deren Anwendung sie nichts riskiren. Talleyrand hat schon von solcher Unsitte abgemahnt, als er sagte: „Jeder Bürger muß daran mitarbeiten, alle Wörter aus der französischen Sprache zu entfernen, die eine schwankende und unbestimmte Bedeutung haben und daher für die Unwissenheit so bequem sind.“ In dem Nachreden stereotyper, unverständlicher Wendungen liegt entschieden etwas Unsitthliches: man spricht Wörter, von denen man gar keine Anschauung hat. Die ganze tragende Persönlichkeit des Sokrates, sein steter Hinweis auf die Nothwendigkeit, sich von der vulgären Oberflächlichkeit loszurichten und zu Begriffen, hinter denen eine deutliche Anschauung lebt, emporzuschieben, gehört hierher. Sein Kampf gegen die Anschauungslosigkeit war eben so von sittlicher wie von erkenntnistheoretischer Bedeutung.

Ein besonders reiches Fundgebiet für Unsitthlichkeiten — wenn auch minimaler Natur — liefern uns die gesellschaftlichen Phrasen. Der Verkehr mit unseren Nebenmenschen, der mündliche wie der schriftliche, zwingt uns zu einer ganzen Reihe von Wendungen, zu Versicherungen, die zu leeren Formeln erstarrt sind. Wie Wenige von denen, die wir mit „werth' Herr“ oder „hochgeehrte Frau“ tituliren, halten wir in Wahrheit für werth und hochgeehrt! Und doch lebt auch in diesen taub und hohl gewordenen Phrasen eine gewisse erzieherische Mission. Von der Courtoisie auferlegte Wörter zwingen zu einer gewissen Höflichkeit im Handeln, zu einer gewissen Uebereinstimmung des gesprochenen Wortes und des begleitenden Thuns. Wenn ein Ungebildeter zusieht, wie ein geistig höher Organisirter einen unangenehmen Gast mit den verbindlichen Worten: „Es war mir ein Vergnügen“ hinauskomplimentirt, so wird auch er sich diese Phrase angewöhnen und sie wird ihn abhalten, zu thun, was er vielleicht sonst — ohne die Phrase und das Vorbild, dem er sie verdankt — gethan hätte: nämlich davon, den unbequemen Gast hinauszumerfen. Das „Wort“ verpflichtet eben unwillkürlich zu gewissen Handlungen oder Unterlassungen.

Das gesellschaftliche Leben verleitet uns aber ferner zu gewissen kleinen Unsitthlichkeiten, indem es uns von früh bis spät zu Uebertreibungen drängt. Wir grüßen „herzlichst“ und versichern Herrn Toutlemonde unserer „unendlichen Liebe.“ Schon der alte Lichtenberg geißelte diese Verschwendung; er sagt: „Es ist zum Erstaunen, wie sehr das Wort ‚unendlich‘ gemißbraucht wird. Alles ist unendlich schön.“ Unsere Mädchen und Frauen gefallen sich in den Hyperbeln „schrecklich gern“, „riesig nett“, „ungeheuer amüsant“. Das Wörtchen „sehr“ weiß von diesem Verblässen ursprünglich kräftiger Bedeutung ein Geschichtlein zu erzählen: wer ahnt heute noch, daß es eigentlich, ursprünglich „schmerzlich“ (versehren) bedeutete? Wir übertreiben besonders in Zahlwörtern; wenn wir sagen: „Ich habe es ihm tausendmal verboten“, sprechen wir bewußt eine Unwahrheit aus. Eben so, wenn wir erzählen, daß Jemand „halbtot“ vor Schrecken gewesen sei. Wir übertreiben aber auch nach der entgegengesetzten Seite, nämlich nach unten, wenn wir sagen, es sei nur „eine Handvoll Menschen“ da gewesen, wenn wir um die Erlaubniß bitten, einer Rede „noch drei Worte“ hinzuzufügen zu dürfen, wenn wir versichern, daß wir mit unserer Rede „im Augenblick“ fertig sein werden. Niemals ist es uns ernst um all diese ganz gedankenlos ausgesprochenen Bissern. Und wie wir bei „riesig nett“ und „surchtbar

elegant“ sogleich still die Hälfte abziehen, so fügen wir bei „eine Handvoll Menschen“ mindestens das Hundertfache hinzu. Aber nicht nur die Zahlwörter diskreditiren wir, sondern auch eine ganze Anzahl von Adverbien. „Er kommt sicher“, „er kommt gewiß“ sagt unserer Zuhersicht viel weniger als „er kommt“. „Das hat er gestohlen“ ist viel mehr als „Das hat er gewiß gestohlen.“ Die Sprache rächt sich: weil man die Formen der Betheuerung wie „sicher“, „gewiß“ so oft mißbräuchlich und verschwenderisch anwendet, sind sie zu leeren, inhaltslosen Formeln verblaßt, die eine Behauptung nur noch schwächen.

In diesen Fällen war also die Aussage gegen den Willen des Sprechenden abgeschwächt; die Regel aber ist, daß diese Abschwächung vom Sprechenden beabsichtigt und mit allen möglichen sprachlichen Mitteln durchgesetzt wird. Das Leben kennt eben tausend Dinge, die man nicht bei ihrem wahren Namen nennen will. Von Alters her heißt man dieses Bestreben, ein Unsagbares zu verhüllen, „Euphemismus“. Griechen und Römer waren die Meister des Euphemismus. Der Grieche nannte die Rachgöttinnen, vor denen seine Phantasie am Meisten schauderte, „Eumenides“. Das heißt: die Wohlgegnnten. Die Römer hießen die unerbittlichen Schicksalsgöttinnen aus abergläubiger Scheu die „Schonenerinnen“, Parcae. Jedes Zeitalter hat andere Euphemismen. Die Griechen der alten Zeit waren in sexueller Beziehung ganz naiv, Cicero aber glückt sich schon wie ein Moderner. Hans Sachs, Fischart und Luther nehmen kein Blatt vor den Mund und nennen Alles ehrlich bei seinem vollen Namen. „Nichts verlimbert und nichts vermißelt, nichts verzierlicht und nichts verzipfelt.“ Aber die Sphäre der Euphemismen ist viel größer als die des Squellen: für den Namen des „Teufels“, für das Wort „sterben“, für den Begriff des „Wahnsinns“ haben wir ganze Massen verschleierner Ausdrücke. Wir lesen, daß ein Beamter „dimittirt“ worden ist: hier wird der bittere Kern der Thatsache in ein verständendes Fremdwort gekleidet. Dann wieder nennen wir einen „Piraten“ beschönigend einen „Freibeuter“; hier also hat gerade das Fremdwort für uns einen häßlichen Beigeschmack. Uebrigens bietet das Wort „Pirat“ einen kulturgeschichtlich interessanten Ausblick. Denn das griechische Wort *πυρατικός* heißt nichts als: „der Wagemuthige“. Dieses Wort zeugt also für eine Zeit, wo das Meerübergeschäft noch nichts Ehrloses war, sondern nur als Beweis persönlicher Tapferkeit betrachtet wurde.

Freilich spielen die Bezeichnungen des Euphemismus in der Sprache eine klägliche Rolle: alles Verhüllen und Verdecken Mühe ist umsonst. Die Phantasie läßt sich nicht täuschen. Wichtig für die Beziehungen von Sprache und Sittlichkeit sind besonders die Deckwörter für gewisse Delikte. Der Chevalier in „Miana von Barnhelm“ schilt die deutsche Sprache, weil sie so wenig zum Ueberstreifen häßlicher Dinge geeignet ist; sein „*corriger la fortune*“ kann sie ihm freilich nicht nachmachen. Diese Art von Euphemismen aber ist für die moralische Erziehung des Volkes sehr bedenklich. Wenn wir heute sagen, eine Zeitung sei von irgend Einem „subventionirt“ worden, und durch diese harmlos schillernde Wendung das böse Wort „bestechen“ vermeiden wollen, so thun wir das Selbe, was der Chevalier bezweckt: wir beschönigen einen strafwürdigen Sachverhalt und üben gegen etwas Verwerfliches eine in ihren Folgen unabsehbare Nachsicht. Denn Worte sind, wie wir sahen, sittliche Potenzen und

ihr richtiger Gebrauch kann eben so wie ihr Mißbrauch von großer Bedeutung für die moralische Erziehung des Einzelnen und ganzer Völker sein. Gerade den Franzosen hat man diese Vorliebe für beschönigende Euphemismen immer wieder vorgeworfen und daraus summarische Anklagen gegen sie geschmiedet. Schon in „Wilhelm Meister“ sagt Karelle: „Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur Alle unter einander recht belügen und betrügen können“; und Frau von Staël versteigt sich zu dem Ausspruch: „Es giebt in unserer Sprache sehr viele Redensarten, um Etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden.“ Ueber unsere deutsche Sprache könnte man sehr verschiedene Urtheile anführen. Während Heine behauptete, daß die Deutschen keinen Geschmack besitzen, weil sie keinen Euphemismus haben, sagt Kuerbach: „Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der sozialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um; und Das ist gut!“ Treitschke aber ruft: „Geboren in den Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Luthers allezeit die Sprache des freien Mutheß und des wahrhaftigen Gemütheß geblieben; sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts“. Nießche wettert gegen die „Tartufferie der Worte“. Besonders aber nimmt Herder die Euphemismen aufs Korn, wenn er sagt: „Durch einen allgemeinen Beschluß der Ehrbarkeit werden solche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache verworfen; nicht aber darum auch die Sachen für unzüchtig erklärt, nicht darum auch die Begierde weggeschafft, solche arglose Sachen um so lieber nennen und, da man sie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das ist der Ursprung galanter Zweideutigkeiten. Zwei, drei Ausdrücke werden aus der Sprache des Auslandes weggeschafft, gebannt und dem Böbel überlassen, zwanzig Umschreibungen aber, fünfzig verbüllante Redensarten und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der freie Kopf Etwas merkt, dafür hingenommen; und Das heißt gestittete, züchtige Sprache des Jahrhunderts.“ Beachtung verdient in diesen Worten der Hinweis auf den ungeheuren Verbrauch an Sprachgut, den die Euphemismen bewirken. Der Euphemismus ist ein Sprachverwüster, der anrüchige oder vermeintlich anrüchige Ausdrücke immer wieder durch neue und harmlose zu ersetzen sucht. Aber auch diese harmlosen Wörter verfallen nach einiger Zeit wieder dem Flux des Doppelsinnes, — und so frisst der Euphemismus immer mehr von dem kostbaren Sprachgut weg.

Darf man um dieser Erscheinung willen von einem pessimistischen Zug in der Sprache selbst sprechen? Jean Paul meinte wohl so Etwas, als er sagte: „Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an wie Zucker, der dreißig Jahre in Magazinen gelegen!“ Aber in Wirklichkeit giebt es keinen Pessimismus in der Sprache: die unleugbare Thatsache, daß so viele anständige und harmlose Wörter mit der Zeit moralisch herunterkommen, ist nur der Reflex eines Optimismus, der die Sprechenden beherrscht. Wir wählen immer verhältnismäßig bessere Bezeichnungen zur Benennung des Schlechten. Unser Jartgefühl, die Rücksicht auf das Jartgefühl unserer Mitmenschen steht uns höher als die Rücksicht auf die Sprache, die uns ja doch stets ein Fremdes, ein Objekt, ein Werkzeug bleibt.



## Hilde.

**„Ja, gnädige Frau, wenn ich das Kind nicht hätte . . .“**

Frau Beyer steht vor der Dame, die sie, trotz den glänzenden Zeugnissen, nicht engagiren wird. Hilde, die rothwangige Achtjährige, hält sich in banger Erwartung dicht neben der Brot suchenden Mutter. Das „Bläd“ der anderen Frau jubelt vergnügt durch den Salon; des ganzen Hauses Verfassung hängt von seinem Wohlbefinden ab.

Ein frohliches Kind erfährt so wenig den Unterschied zwischen Arm und Reich wie ein Vögelchen, das sich singend auf einem Ast wiegt. So ahnt Hilde noch kaum, daß sie, verglichen mit der anderen Kleinen, auf die Schattenseite des Lebens gestellt ist. Manchmal nur kommt ihr vor, als sei das Leben wirklich nicht so lustig, wie es die anderen Schulkinder schildern, die mit Eshokolade- und Schlaghahne-Festen prahlen, mit Geburtstagsseinladungen locken und von neuen Kleidern berichten. Ach, daran lag der Hilde gar nichts! Ihr kleines Herz hat nur einen Abgott: die Mutter. Wenn Die lächelte, jubelte in der Brust des Kindes Etwas, daß süßer schmeckte als Eshokolade und Schlaghahne; und wenn die Mutter seufzte, kam es Hilde immer vor, als gingen sie Beide in einem dunklen Wald, in dem nie die Sonne schien oder die Sterne leuchteten. Und das dunkle Waldgefühl preßte sich allzu oft um das rosige Gesichtspöfchen.

„Holla, Pferdchen,“ jubelte der Paul aus dem ersten Stockwerk eine halbe Stunde später, während er die heimkehrende Hilde an den langen blonden Zöpfchen festhielt. „Holla, komm, Pferdchen!“ Ueber Stock und Stein geht die Jagd. Hilde denkt gar nicht an ihr Stübchen oben, in das die Mutter hinaufsteigt.

Frau Beyer hat bestimmt gehofft, heute eine Stellung zu finden. Ihre Zeugnisse sind die denkbar besten. Eine „gut empfohlene“ Stütze, hatte sie gemeint, als der Mann ihr starb, finde wohl leicht ihr Brot. Wie groß aber die Zahl der „gut empfohlenen“ Stützen ist, wußte sie damals noch nicht. Sie begriff es bald. „Ich werde Ihnen schreiben, notire mir ja, wie Sie sehen, Ihre Adresse. Also billiger gehen Sie nicht?“ „Gnädige Frau hörten ja . . . mein Kind . . .“ Trotz den notirten Adressen brachte der Briefträger bisher nie eine Aufforderung, zu erscheinen; zu viele „gut empfohlene“ Stützen sind für weniger Geld zu haben.

Frau Beyer hat den Muth nicht verloren. Nur, da Monat auf Monat vergeht, hört Hilde immer öfter das Wort: „Ja, wenn ich das Kind nicht hätte . . .“

Die Frau weint es nicht böse. Gewiß nicht. Sie denkt nur nie darüber nach, daß diese Worte der Kleinen eines Tages schmerzhaft ins Bewußtsein bringen müssen. Denn schließlich: eine Mutter nimmt viel auf sich für ihr Kind. Je bitterer der Kampf ums Brot sich gestaltet, desto inniger drückt sie vielleicht ihr Kleines ans Herz.

Rathlos tritt Frau Beyer ans Fenster und schaut in das Gewimmel auf der Straße. Da rannten sie durcheinander, die Menschen-Ameisen. Ihr war, als streue oben vom Himmel der liebe Gott eine Hand voll Sand nach der anderen herab; ein Körnchen fiel auf den rechten Fleck und begann, zu leuchten; das

andere glitt eben so lautlos in Nacht und Dunkel. Sie und Hilbe waren sicher auf die dunkle Seite gerieftelt. Noch war die Noth nicht da; aber sie nahte, würde bald wohl langsam mit ausgebreiteten Armen die beiden Menschen an sich ziehen, Mutter und Kind.

Die Damen, ach die Damen . . . Wie grölzte sie dem Gedankenlosen! Sollte das Kind nicht erst recht dazu drängen, die Mutter zu beschäftigen? Denken sie denn gar nicht nach, diese Besipenden, die sich pflegen und bedienen lassen, deren Kinder von Allem umgeben werden, was sie vielleicht später zum Lebenskampf ungeeignet macht? Haben sie nicht das geringste Verständniß für Frauen, denen der Mann nicht eine gute Stube, Diensthoten und Badereisen zu liefern vermag? Die Damen! Nein, sie haben kein Herz! Seht es denn der Erzieherin, die das Stübchen mit ihr theilt, besser? Was helfen ihr die glänzenden Papiere? Wer gedenkt der zwanzig Jahre, in denen sie sich in fremder Kinder Herzen heimlich lit? Heißt es nicht einfach, freundlich gedankenlos: „Fräulein, ich suche eine jüngere Kraft?“ Ahnt denn keine der Dämen, welcher Schlag das Wort für die kaum Bierzigjährige ist?

Auch die Stubengenossin kehrt jetzt heim. Nur ein Seufzer. Er ist die ganze Unterhaltung. Beide wissen, was er bedeutet: wieder ein Tag, an dem sie sich vergeblich vorgestellt haben. Beide sind körperlich milde von den vielen weiten Wegen und schauen nur still auf die Straße hinab.

Unter schallendem Gepolter stürmen jetzt Kutscher und Pferdchen Hilbe heim. Mit einem Satz springt das Kind der Mutter an den Hals. Ein Blick genügt: des Kindes laute Heiterkeit verstummt. Das lachende, sonnige kleine Wesen ist verwandelt. So geht es jetzt fast täglich. Unter der Ahnung eines Unerklärlichen preßt sich das Herzchen zusammen. Es fühlt sich schuldig, ohne zu wissen, weshalb. „Ja, wenn ich das Kind nicht hätte!“ Hundertmal ist das Wort an Hilbes Ohr wie ein Gleichgiltiges vorübergerauscht, ohne ihr Eindruck zu machen. Und jetzt, fast noch in dem Rausch kindlichster Lustigkeit, öffnet sich ihr der Abgrund, in dessen Tiefe sie bisher nie geschaut hat. Wie ein Witz ist das Verständniß gekommen. Arme kleine Hilbe!

Frau Beyer geht hin und her und bereitet das Abendessen. Fräulein Feld studirt ein heute noch ungelesenes Annoncenblatt. Hilbe hält zwar die Puppe im Arm, aber die junge Seele ist in weiter Ferne. Wenn Gedanken Kraft hätten, sichtbar Licht oder Dunkelheit in einem Raum zu schaffen, so müßte in Frau Beyers Stübchen jetzt Nacht werden

„Ja, wenn ich nicht da wäre“: heute denkt das Kind zum ersten Male. Allerlei phantastische Pläne umspinnen sie. Dann ich nicht vielleicht nach Afrika oder Amerika? Laufen, immer weiter laufen! Aber nein: dann sehe ich Mütterchen nicht mehr. Das thäte so fürchtbar weh. Lieber Gott, sag mal: wie mache ichs, daß ich weit weg bin, ganz weg? Ich darf doch nicht bleiben. Lieber Gott, Du kannst mir gewiß helfen! Ich bete alle Abende: „Rach mich fromm, daß ich in den Himmel komm!“ Thus, bitte, lieber Gott, ja, bitte? Und dann, lieber Gott, würde es gewiß sehr, sehr schön. Denn so viel ich weiß, kommt man nicht ganz in den Himmel, sondern Etwas von mir legen sie dann neben den Vater. Und da wachsen dann aus mir die schönen Rosen, lauter kleine,

kleine rothe Röschen, und Mutter wird mich besuchen und die Röschen begießen. Und die gute Stelle wird sie auch haben, weil ich doch bloß immer dabei im Wege bin. Aber, bitte, lieber Gott, laß ja nicht Tulpen aus mir wachsen! Röschen sind viel schöner und riechen so fein."

Zum Abendessen ruft die Mutter. Die Kleine ist viel zu voll von ihren Blüten; sie hat keinen Hunger. Sie möchte so schrecklich gern mit der Mutter die Sache überlegen oder mit Fräulein Feld; aber sie traut sich nicht. Es ist wohl besser, die Mutter zu überraschen. Sie weiß ja auch noch gar nicht, wie sie es eigentlich anstellen muß, um fortzukommen; sie will von jetzt an immer nachgrübeln, — immer fort.

Arme kleine Hilde!

Rein, es ist nicht dunkel im Zimmer geworden. Gleichgiltig scheint die Abendsonne auf die Drei. Heute ist das Bild vor der Kleinen zum ersten Mal ausgetauscht, die Vorstellung, daß sie eigentlich zu verschwinden habe; heute ist der Funke in die Brust gefallen. Wird er erlöschen oder aufzängeln? Wird Gedanke auf Gedanken folgen, bis ein Wasser oder ein Fenster lockt?

Arme kleine Hilde!

Unten auf dem Hof ruft der Spielfkamerad: „Komm, wir fahren jetzt vierspännig! Der Fritz und die Gretel sind da.“

Das Kind horcht hinaus, springt empor. Die Kermdamen klammern sich so fest um die Mutter, als wollen sie sie nie mehr loslassen. Lachend schiebt die Frau die Härtliche von sich. Sekunden lang fühlt sie nichts als die Freuden ihrer Mutterschaft. Die Kleine wiederum empfindet nur, wie gern sie bliebe; wie weit der Himmel eigentlich doch von diesem sonnig warmen Plätzchen entfernt und wie traurig es ist, daß sie gehen muß. Hilflös bricht sie in lautes Schluchzen aus. Die Mutter herzt und küßt sie und streichelt sie, wie schon lange nicht. Gerade aber diese Güte befestigt den Heldenmuth des Kindes.

Die Jungen rufen: „Hilde, hörst Du nicht, vierspännig?“ Hilde läuft davon. Unten herrscht ausgelassener Jubel. Ein paar Sekunden: und die wilde Jagd trabt davon.

Heute ist der Funke in die kleine Brust gefallen. Leben, grausames Leben, gib ihm keine Nahrung, laß ihn erlöschen, verglimmen! Töte die Mädchen, zerstampfe nicht das Menschenröschen, das Dich noch liebt, dessen glänzende Augen sich noch fragend auf Dich richten!

Langsam klettert das Kind eine Stunde später nach oben. Wieder umhulsen es die schweren Empfindungen: Wenn ich nicht da wäre? All die guten Stellen . . . Heute haben sie einander kennen gelernt: Sorge und Kind. Der Schlaf will sich ihnen nicht zugesellen; die sonst so fröhlichen Augen fallen nicht zu.

„So groß ist die Erde, so weit und kein Plätzchen für mich! Lieber Gott und sie sagen doch, Du liebest alle Menschen, alle . . . Aber laß es auch Röschen werden auf meinem Grab . . . lieber Gott, ja, hörst Du? . . . Und zeige mir den Weg, damit Mutter kein Kind mehr hat . . . So lieb habe ich sie . . . So sehr, sehr lieb . . .“

Arme kleine Hilde!

Franziska Mann.



## Die Kleinen.

**N**icht nur gekrönte Häupter, wie weiland der Vater des Königs Alfons Postumus, sondern auch gewöhnliche Sterbliche pflegen im letzten Stadium der Schwindsucht den heißen Drang zu empfinden, durch eine erzwungene Kraftüberhebung sich selbst und ihre Umgebung über die Gewißheit des nahen Endes hinwegzutauschen. An diese Erfahrung erinnert uns jetzt der Kampf, den das Eisenhüttenwerk Thale gegen den Feinblechverband führt. Thale ist ein Schmerzenskind der Deutschen Genossenschaftsbank; oder eigentlich der Kundschaft dieses Institutes, die einst die Aktien mit 60 Prozent Agio erwarb und nun schon drei Jahre lang keine Dividende erhält. Herr Weill, der eben an der Arbeit ist, in dem unseligen Palaste der Herren Schulz und Romeis sich und seiner Bank das Gras zu bereiten, wird auch in Thale nicht mehr lange mitzureden haben. Da scheint es ihm nun wohl nöthig, noch in zwölfter Stunde die Oeffentlichkeit mit sich zu beschäftigen. Nach mancherlei Umgestaltungen, Neubauten, Auflassungen, die ein Heidengeld verschlangen und einen größeren Mangel an planvoller Voraussicht verrathen, als zur gedeihlichen Führung eines Establishments nöthig wäre, das täglich zehntausend Mark an Löhnen und Gehältern bezahlt, hat sich Thale endlich auf das Niveau technischer Vollkommenheit emporgearbeitet, das seiner Höhe überm Meerespiegel entspricht. Nach solcher Vorbereitung war es reif für das Schicksal, in den Besitz eines Gewaltigen überzugehen, der den breitgeschlagenen Aktionären als *deus ex machina* erscheinen und sich mit der Rehabilitation des Unternehmens als eines Dividendenzahlers neuen Vorber verdienen wird. Dieses neidenswerthe Los fällt der Dresdener Bank zu. Noch aber sind dem harzer Eisenhüttenwerk und der Deutschen Genossenschaftsbank kurze Stunden des alten Gemeinshaftlebens gegönnt. Jetzt also oder nie. Die böse Welt soll erkennen, was sie an der Genossenschaftsbank und an Herrn Weill verliert; zwar ist's zu spät, um den Verlust noch zu verhüten, doch früh genug, um den Sterbenden durch den Anblick bewundernder Mienen den Tod zu versüßen. Unter dem neuen Regime wird Thale gar bald in die Zwangsjacke des Verbandes schlüpfen. Auch der „König“ mußte sich dem berliner Diktat fügen und war mehr als Thale. Dem Feinblechverband fehlt freilich die Autorität und die unbedingte Anerkennung, die der Stahlwerkverband genießt; ein Werk wie Thale hat aber gar nicht das Recht, ernstem Widerstand zu leisten, wenn von seinem Anschluß an den Verband auch nur zum Theil der Ruf des Concerns abhängt, der es durch Adoption ehren will. Der offene Widerstand, den der Generaldirektor des laarer Werkes den Potentaten des Stahlverbandes entgegensetzte, hatte wenigstens etwas Heldenhaftes. Das kann man von den Krämermethoden, die Thale anwendet, um den Feinblechverband aus dem Feld zu schlagen, beim besten Willen nicht behaupten. Ueber das Recht des Feinblechverbandes, den Offerten des thaler Werkes an die Kundschaft in alle Winkel nachzuschneffeln und Lärm zu schlagen, weil Thale die Freiheit benützt, um sich einzuschmuggeln, wo es nur kann; über dieses Recht mag man streiten. Da sich aber die thaler Herren selbst auf den Boden gestellt haben, der vom Feinblechverband in souveräner Annahmung für den Kampf abgesteckt worden ist, dürfen sie sich nicht beklagen, wenn der Unparteiische an ihrer

Kampfsart Manches zu tadeln findet. Es giebt Dinge, die man einer erfolgreichen Gesellschaft allenfalls noch verzeiht, von einer dissonanten aber sehr übel aufnimmt. Doch heutzutage ist der Wehruf über die Tyrannei der Verbände ein beliebtes Schlagwort und jeder Widerstand eines einzelnen Unternehmens gegen den nivellirenden Truft wird wie das Ringen des Bürenvolkes um seine nationale Existenz angestaunt. Aus dieser Stimmung zieht auch Thale sein Vortheilchen; und die Hinterfrontmarschälle sehen dem Kampf, der zwischen Thale und dem Feindblechverband auf breitem Spaltenraum tobt, in dem Bewußtsein zu, daß die Welt gespannt dem blutigen Spiel folgt. Lange wird die Herrlichkeit ja nicht mehr dauern. Herr Weiß, die Genossenschaftsbank und Thale: alle Drei werden verschwinden, sobald die Fusion und die Syndizierung erreicht ist. Nicht einmal eine Inschrift wird dem Wanderer dann künden, daß hier, zwischen einem Härtenladen und einem Möbelgeschäft, deutsche Muth und deutsche Mannhaftigkeit sich einst so großartig offenbarten.

In dem Interesse, das man der Kontroverse über das erwartete Ende der von der Deutschen fast schon verschluckten Berliner Bank entgegenbrachte, war die selbe Regung fühlbar, die dem Eisenhüttenwerk Thale die Sympathien der auf den Freisinn Eingeschworenen verschafft hat. Wenigstens wünscht der ästhetische Sinn für wirtschaftliche Symmetrie, solche Auffassung der Nachwelt zu überliefern. Im Jahr 1904 — wird es dann heißen —, als die Deutsche Bank ein recht unbedeutendes, längst recht gering geschätztes Institut aufsaugte, schalt man allgemein das damals noch relativ junge System der Bankensfusionirungen. Man erzählt sogar, am Tage der entscheidenden Versammlung sei eine aufgeregte Volksmenge in das Gebäude der zur Fusion verurtheilten Bank gedrungen und habe dort so bedrohliche Mienen gezeigt, daß erst nach Aufgebot einer größeren Polizeimacht die Geschäfte erledigt werden konnten. Ein Herr Vandau, der durch seine fanatische Begeisterung für den Plan der Fusion den wildesten Hohn der Menge auf sich gelenkt hatte, sank, von mehreren Rebellenkugeln in die Brust getroffen, zu Boden und bezahlte seine unerschütterliche Ueberzeugung mit dem Leben. Während ich diese Zeilen schreibe, kenne ich noch nicht den Ausgang der Generalversammlung, in der die Aktionäre der Berliner Bank über ihr Schicksal entscheiden sollten. Ungefähr so, wie ichs hier andeutete, wird aber das Meeting wohl verlaufen sein, wenn die Agitation, die ihm vorausging, auch nur halbwegs aufrichtig gemeint war. Wer aber vermüchte daran zu zweifeln? Hatte etwa sonst Jemand, hatte etwa gar die Dresdener Bank ein Interesse daran, die Transaktion zu vereiteln und die Deutsche Bank um ein fettes Geschäft, Herrn Eugen Vandau um die rechtlich verdiente Märtyrerkrone zu bringen? Solche Gesinnung ist in der erhabenen Welt unserer Banken nicht zu finden. Die Großen thun in diesen schwierigen Zeiten der wachsenden Rivalitäten selbst ja alles Erdensliche, um nach außen hin die Abstände verschwinden zu lassen. So hat die Deutsche Bank, der man vorwarf, daß sie ihr Kapital im Vergleich zu dem des Concerns Dresdener-Schaaffhausen noch immer zu niedrig halte und dadurch dem Publikum Stoff zu allerlei Bedenken liefere, nun zu dem klugen Auskluftmittel gegriffen, an den Fensterscheiben ihrer Depositenkassen fortan nur noch Kapital und Reserven zusammen zu annonciren, wodurch eine Ziffer entsteht, die dem des Dresdenerconcerns ziemlich nahtkommt. Und von dem Wunsch getrieben,

diese famose Neuerung, die sicher Gutmanns Beifall gefunden hat, ohne Verzug einzuführen, hat sie sich so beeilt, daß sie nicht einmal abwartete, bis durch die Genehmigung ihres Abkommens mit der Berliner Bank die Kapitalziffer um abermals zwanzig Millionen Mark erhöht wäre. Noch sind die Handwerker mit den Bilanzfiguren beschäftigt, die sich aus der Summierung des alten Kapitals und der alten Reserven ergaben und die sofort wieder veraltet sein würden, wenn die letzte Transaktion Billigung fände. Ob dann neue Ziffern angeklebt würden? Der ganze Helzug wurde übrigens mit wundervoller Aufrichtigkeit geführt; von allen Seiten. Die Deutsche Bank hat sich sogar herbeigelassen, ihre Offerte einer Nachprüfung zu unterziehen, obwohl sie weder juristisch noch moralisch (fataler Sprachgebrauch, diese Unterscheidung!) dazu gezwungen war; denn auch die Mehrheit der Aktien, nicht nur der provisorische Kontrakt war ihr gesichert. Es muß ein feierlicher Augenblick für Direktion und Aufsichtsrath gewesen sein, als der Delegirte der Deutschen Bank von seiner Nachprüfung aufstand, um den Spruch zu fällen, der eben so gut wider wie für die Deutsche lauten konnte; denn die Gewissenhaftigkeit der Untersuchung magt doch wohl kein dreister Zweifel anzulasten. Welches Glück, daß dem führenden Institute die Demüthigung erspart blieb, aus dem Runde seines eigenen Direktors eine Mahnung zu humanerem Verhalten empfangen zu müssen! Der Widerstand gegen die Transaktion (der, wie man im Notizbuch lesen wird, siegreich blieb) hat ergeben, daß der Glaube an die Allheilkräft der Bankfusionen doch noch nicht alle Gemüther beherrscht. Wie man sich auch zu dem Prinzip stellen mag: löblich ist jedenfalls, daß auf keiner Seite versucht wurde, die Frage durch Erwägungen schmöder Gewinnsucht zu verdunkeln.

Alles, sagte schon Ricaut, hängt eben von der Art ab, wie man eine Sache den Souverain sehen läßt; und gerade auf diesem Gebiet sind die Herren der Deutschen Bank anerkannte Meister. Wenn in einigen Wochen die Aktionäre der Anatolischen Eisenbahn zur Generalversammlung vereint sind, um den Bericht über das abgelaufene und ein paar Worte über den Geschäftsgang im laufenden Jahr entgegenzunehmen, wird die alte Erfahrung erneut werden. Nicht gerade mit frohen Gefühlen hat diesmal die Deutsche Bank die Generalversammlung berufen. Trotz der kilometrischen Staatsgarantie bleibt ja die traurige Thatsache bestehen, daß die Bahn, deren Reingewinn schon 1902 geschwächt war, 1903 einen Rückgang der Betriebseinnahmen um 2 800 000 Francs erlebte, um einen Betrag also, der noch um eine halbe Million größer ist als der ganze Reingewinn des Jahres 1902. Und dieser Niedergang hat seitdem nicht aufgehört; in den ersten neunzehn Wochen des laufenden Jahres ist vielmehr ein weiterer Ausfall von einer halben Million zu verzeichnen. Der feierliche Empfang, der unserem Votschafter in Konstantinopel, dem einst berühmten Freiherrn von Raszschall, neulich bereitet wurde, als er die erste fertige Theilstrecke der Bagdadbahn (von Konia, dem Endpunkt der Anatolischen, bis Karastan) inspizierte, kann die Aktionäre nicht für so beträchtliche Mindereinnahmen entschädigen; und auch die drei neuen Dampfer, die auf den Howaldtswerken in Kiel für den Spezialdienst zwischen Haidar Pascha, der asiatischen Kopfstation, und dem gegenüberliegenden Konstantinopel gebaut werden, können keine Wendung zum Besseren bewirken, wenn nicht der Binnenverkehr auf der Bahn sich gründlich ändert. Trotz der Staatsgarantie, die übrigens auf schwankenden Zehnten beruht, hätte jede

andere Eisenbahnaktie solchen Rückgang, der nun schon anderthalb Jahre anhält, mit fühlbaren Kursverlusten gebüßt. Dieses Schicksal hat die Deutsche Bank zu verhindern gemußt; und die Aktionäre haben allen Grund, ihr für diese mitunter recht kostspielige Leistung, die sie obendrein ohne irgendwelches Ruhmgerede, ganz im Stillen vollbrachte, dankbar zu sein. Wer die Betriebsausweise der Bahn nicht verfolgt hat, wird angesichts der Stetigkeit desurses, der sich nur um wenige Prozent von der Parikhöhe entfernt hält, seinen Augen nicht trauen, wenn er aus dem Geschäftsbericht plötzlich das Gesamtergebnis erfährt. Trügen nicht alle Zeichen, so wird die Deutsche Bank noch eine ganze Weile Gelegenheit haben, ihre lautlose Schutzaktion fortzusetzen. Für Balkanwerte und Aehnliches ist jetzt ja überhaupt wenig Interesse zu spüren. Der russische Koloss, der seinen Krieg mit Hilfe des fremden Kapitals führt, erdrückt in diesem Sommer des Mißvergnügens die Kleinen, die er sonst so gern zu sich kommen ließ. Serbiens Anleihenversuch ist abgelehnt worden und der Staat des Schwarzen Georg muß sein chronisches Defizit noch eine Strecke weiter schleppen, obwohl Peter die Königsmacher versteht und sogar mit dem Fürsten Ferdinand Händedrücke getauscht hat, um seine Friedensliebe zu zeigen. Ob die bulgarische Hauptstadt, die nun schon zum zweiten Mal (zuerst im Mai des vorigen Jahres) mit der ihr bewilligten Klassenlotterie haufiren geht, mehr Glück haben wird als Peters Ministerium? Die Lotterie ist vom Staat garantirt, ist die einzige in Bulgarien zugelassene und wird, nach berühmten Mustern, auch gegen ausländische Konkurrenz geschützt. Es wäre grausam, wenn sich die Rationalbank für Deutschland ein so lockendes Geschäft entgehen ließe; grausamer noch gegen die Stadt Sofia als gegen die Aktionäre der Bank. Aber die Zeit des Klassenkrieges und der Fusionen ist den Kleinen nun einmal nicht günstig; weder den kleinen Fürstenthümern noch den kleinen Eisenwerken und Banken. Dis.



## Notizbuch.

Vor sechs Wochen erhielt ich einen Brief des Malers Eugen Schwarz, den ich nie gesehen, von dem ich nie gehört hatte und der mich nun, ehe er seinem Leben ein Ende machte, hat, gegen Mißstände aufzutreten, die ihn in den Tod getrieben hätten, und seinem letzten Rufe Widerhall zu schaffen. Hier zunächst, was er selbst schrieb: „An die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung. Vor zehn Jahren habe ich mich von den Berliner Kunstausstellungen, an denen ich mich im Landesausstellungspalast sowohl als auch im Künstlerverein beteiligt hatte, zu ernster, stiller Arbeit zurückgezogen. Ich war angewidert und verstimmt durch den brutalen Streit der einander gegenüberstehenden Kunstströmungen. Doch es wurde für mich zur Lebensfrage, endlich wieder auf dem Plan zu erscheinen. Ich mußte Geld verdienen. Der Noth gehorchend und auf Drängen meiner Freunde sandte ich Ihnen für die diesjährige Kunstausstellung acht Arbeiten ein. Die Hauptsachen, ein großes Bildniß und ein dekoratives Stillleben, haben Sie mir zurückgewiesen. Da ich auch heute noch,

wie vor dreißig Jahren, auf die Verwerthung meiner künstlerischen Arbeit angewiesen bin, drängt Ihre Ablehnung mich in das unbekannt Land, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. In meinem Atelier steht ein großes Bild, das Werk eines kürzlich verstorbenen, in Berlin angesehenen Malers, der Academieprofessor und Senatsmitglied war. Das Bild, das einst die Große Berliner Kunstausstellung schmückte, ist von Hand zu Hand gegangen und heute für jeden Preis zu haben. Wenn Leistungen eines berliner Meisters erst laut gerühmt werden und kurze Zeit danach jeden Werth verlieren, dann wird es nicht unverkündet erscheinen, daß ich der Jury Irrung und Vergewaltigung vertraue. Ich hoffe, daß sich eine Kraft finden wird, die auch meinen Fall verwerthet, um die Kunstverhältnisse einer kommenden Zeit zu bessern. Berlin, am einundzwanzigsten April 1904. Eugen Schwarz.“ Diese Anklageschrift lag, mit einem ungemein herzlichen Begleitbrief, in einem Brief mit Blut bespritzten, an mich abrestitenten Umschlag. Die Marke war aufgeklebt, der Brief zur Absendung fertig; und ein Freund des Malers schrieb mir: „Das Herzblut meines treuen Freundes hat den Brief bespritzt (der von der Polizei geöffnet wurde, weil die Todesursache festgestellt werden mußte). Die Kunstbongenshaft hat Schwarz auf dem Gewissen. Er war mein Landsmann — Süddeutscher —, hatte einst gute Preise bekommen und dadurch den Reiz manches Eingeborenen geweckt und sein Herz war wohl nicht hart genug mit Erz gepanzert, um den märkischen Stürmen Stand halten zu können“. Ein seltsam aus Grausen und Rührung gemischtes Gefühl hatte mich beim Lesen, beim Betrachten der Blutspur gepackt. Ein reifer, noch rüstiger Mann, ein frischer Fünfziger, der freien Willens den Tod wählt, weil er sich ungerecht behandelt glaubt, und der in der letzten Lebensstunde einen ihm Fremden zum Rächer bestellt. Solches Vermächtniß lastet auf dem Gewissen. Die Pflicht wäre leicht erfüllt, wenn man sagen dürfte: Hier ward einem starken Talent, einer übers Normalmaß hinausstrebenden Persönlichkeit das Licht geraubt. Ich darf nicht sagen. Nach Allem, was ich, auch von wohlwollenden Beurtheilern, gehört habe, war Schwarz kein ungewöhnliches Talent. Als Mensch und als Künstler ehrlich und tüchtig; doch nur von mittlerem Wuchs. Alle Kraft, allen Fleiß wandte er an seine auch räumlich anspruchslosen Bilder; aber der Himmelsfunke fehlte. Dann durfte er auch nicht klagen, denkt Mancher; dann haben Sie, Herr Garden, auch keinen Grund, nicht einmal das Recht, für ihn einzutreten. Oder möchten Sie am Lehrter Bahnhof noch mehr mittelmäßige Bilder sehen? Weil ich diese Frage ahnte, habe ich gewartet. Bin in die Große Berliner Kunstausstellung gegangen. Zwei Wahrnehmungen drängten sich auf: Platz genug ist noch da, Platz für ein Malerregiment; und ganze Wände sind mit armsüßigster Mittelmäßigkeit behängt, zum beträchtlichen Theil mit Bildern, die sicherlich schlechter als Schwarzens sind. Warum war für den Armen kein Plätzchen? Warum durfte er nicht, der doch seit dreißig Jahren zur Gilde gehört, auf dem Markt zeigen, was er zeigen wollte? Auf dem Markt: nur dieses Wort paßt. Wenn unsere Ausstellungen nur das Sehenswerthe vorführten — wie viele der in jedem Jahr gemalten Bilder, gemeißelten Statuen sind denn sehenswerth? —, wäre über den Fall Schwarz kein Wort zu sagen. Gewogen und zu leicht befunden. Bei der tief-sinnigen Weisheit, daß auch Juroren Menschen sind, irrende, von Privatgefühlen und Privatinteressen bestimmbar Menschen, brauchte man sich nicht lange aufzuhalten. Ich glaube nicht, daß die Berliner dem zugewanderten Konkurrenten Eins versetzen wollten, glaube überhaupt nicht, daß oft bewußter Wille das Recht beugt. Die Zu-

roren haben für die Entscheidung über jede eingesandte „Nummer“ ein paar Minuten. Jetzt stehen sie vor Schwarzens Arbeiten. „Nichts Besonderes.“ „Vielleicht nimmt man das Kleinste.“ Wäre nur ein Freund, ein Verspitter, ein Klüngelgenosse dabei, der für Schwarz ein Wortchen fallen ließe, dann würde die Aufnahme des Hauptbildes rasch durchgesetzt. Niemand ist schroff dagegen; nur eben auch Niemand energisch dafür. Das Wort wird nicht gesprochen, das Bild abgelehnt. „Weg damit! Die nächste Nummer!“ Doch fast an jeder Nummer hängt ein Stückchen Menschen-schicksal, Menschenleben. Der Künstler hat sich ein Jahr lang geplagt, hat von dem Besteller, vielleicht dem einzigen, den er in zwölf Monaten einzufangen vermochte, die Erlaubniß erbeten, dieses Bild, weil ers für sein bestes hält, gerade dieses auf die Ausstellung schicken zu dürfen. Na, wird er nachher gefragt, wie hängt denn unser Bild? Verlegenes Schmeigen. Abgelehnt. Das spricht sich herum. Trotzdem sie so viel Schund angenommen haben, ist der Hinzabgewiesen worden! Von ausgewählten Sachverständigen. Mancher Besteller sieht erst im Katalog nach, ob der ihm empfohlene Maler oder Zeichner auch auf der letzten Messe vertreten war, und weigert sich, zu einem abgewiesenen Künstler zu gehen. Die Ausstellungen sind Märkte; sie schaffen die wichtigste geschäftliche Verbindung zwischen Künstler und Publikum. Nicht Gunst noch Ungunst darf da herrschen; auch nicht Zufallskaune. Und wie weit vor solcher Entscheidung die Macht der Uliquengunst und zufälliger Laune reicht: im Lauf der letzten Jahre hat manche Enthüllung uns darüber belehrt. Dem — früh gestorbenen — Bildhauer Robert Toberey wurde, als er schon acht Jahre lang einem der vier berliner Meisterateliers vorstand, von der Jury eine Arbeit abgelehnt; er war also zwar längst des höchsten Lehramtes im preussischen Staat würdig, konnte aber, nach der Zurorenansicht, nicht beurtheilen, welche Arbeit er dem Publikum vorführen dürfe. Noch lustiger — oder trauriger — war der Fall Klein. Herr Professor Max Klein, ein anerkannter Künstler, dem namentlich sehr seine Portraitskizzen gelungen sind, war 1889 und 1890 Juror und durfte in dieser Eigenschaft ausstellen, was ihm beliebte; denn die von Jurymitgliedern eingesandten Werke sind ja Tabu. 1891 muß er mit dem Zurorenamt plötzlich wohl auch die Urtheilskraft verloren haben: man lehnte ihm eine eingeschickte Arbeit ab. Das konnte nur geschehen, weil ein Versehen die Ungültigkeit seiner Wiederwahl zum Juror herbeigeführt hatte. 1892 war er wieder Juror und von jeder Censur frei. 1893 wurde ihm ein Reitermodell abgelehnt, das vorher in zwei Konkurrenzen den Ersten Preis erhalten hatte; in der dritten Konkurrenz sollte er sich mit Herrn Hundrieser messen, — und Herr Hundrieser war 1893 Bildhauer-Juror. Ein Bild wurde einstimmig abgelehnt, dann, auf Fürsprache, als Dekorationsstück von der selben Jury einstimmig angenommen: und die Ausstellung dieses Bildes brachte dem Maler neun Aufträge ein. Frau Parlaghy ist gewiß keine große Künstlerin, ist, wenn sie wirklich gesagt hat, was ein pariser Interviewer sie über ihre friedrichsruher Erfolge und über Venbach (der sie nicht aussteigen konnte) sagen ließ, höchstens als Märchenerzählerin und Tamtam-schlägerin groß; daß vor elf Jahren aber ihr Volksebild abgelehnt wurde, war, bei der Fülle des zugelassenen reizlosen Kitsches, eine große Ungerechtigkeit. Vielleicht ließen sich solche Beispiele häufen. Und härter als die hier erwähnten, immerhin namhaften Künstler trifft die Ablehnung die Obskuren, denen die Ausstellung die einzige Möglichkeit bietet, ihr Kunsthandwerk mit bescheidenem Gewinn weiterzutreiben; viel härter. Sie haben das Geld fürs Atelier, für Modell und Material vielleicht gedorgt

vielleicht vom Mund abgespart, haben ein Jahr lang gearbeitet und müssen nun auf das Bischofs Ehre verzichten, das Hunderten nicht stärkerer Zunftgenossen gewährt wird. Nach jeder Jurorcnentscheidung hagelt's Beschwerden. Vor elf Jahren tötete sich Adolf von Meckel, weil seine Arbeiten so schlecht ausgestellt waren, daß sie nicht zur Geltung kommen konnten. Jetzt hat Eugen Schwarz sich erschossen, weil die Arbeiten, die ihn werthvoll dünkten, abgelehnt wurden. Soll's so weiter gehen? Dürfen die Schlächter, die Schneider und Handschuhmacher dem Konkurrenten, der ihnen nicht paßt, den Markt sperren? Nehmt von jedem Einsender fortan höchstens zwei Werke, eins höchstens auf, wenn's Euch an Raum fehlt; aber raubt, da Ihr doch nur Märkte veranstaltet, unserem Auge einen Wust von Mittelmäßigkeit doch niemals erspart, dem tüchtigen Arbeiter nicht die Möglichkeit, sein Produkt der Menge zeigen zu können. Wenn aus Ungarn eingeschleppter Quarz in Moabit jetzt Riesenwände bedecken darf, war für den armen Deutschen wohl auch noch ein Marktplätzchen zu finden.

Aus dem Tagebuch Roberts Bosse werden in den „Grenzboten“ jetzt Blätter veröffentlicht, über die, wenn sie gesammelt sind, vielleicht Manches zu sagen sein wird. Nicht allzu viel wohl über den Schreiber. Den kannten wir. Ein braver, frommer Mann; nicht von den geistig Reichen. Doch über das Reich, in dem dieser Mann das Justizamt leiten durfte; über den Preußenstaat, der diesen Mann Jahre lang als Kultusminister walten ließ. So wird heutzutage regirt; ein Bosse wurde gestern zum Staatssekretär im Reichsjustizamt, wird morgen zum preussischen Kultusminister ernannt; als ob diese Aemter für Subalternseelen geschaffen wären. In seiner Art ist der Mann rührend. Noch in immerhin hoher Staatsstellung freut er sich, daß er für eine Zeitschrift Bücher rezensiren darf. Warum? Weil er die zur Rezension gelieferten Exemplare behalten und so seine Bibliothek mehren kann. Das regt uns; und man muß schon froh sein, wenn so ein Regitender überhaupt Bücher liest. Interessant sind die Tagebuchblätter aus dem Jahr 1878, dem Jahr des Sozialistengesetzes. Otto Stolberg-Wernigerode vertrat den Kanzler und Ministerpräsidenten; und Bosse, Vortragender Rath im Staatsministerium, sah zu ihm auf wie einst, zwölf Jahre vorher, als Kammerdirektor, zum Grafen Stolberg-Rohla. Nicht ohne Kritik — daran fehlts Subalternen nie —, doch mit dem Gefühl unendlichen, unüberwindlichen Uebels. „Graf Stolberg ist schon seit mehreren Tagen in Wernigerode. In Folge Dessen habe ich so gut wie nichts zu thun.“ „Graf Stolberg hat mir beim Vortrag eine Cigarre angeboten.“ Der Mann, der diese wichtige Thatsache ins Tagebuch schrieb, ist später Kultusminister geworden: N'appuyons pas . . . Einer nur thront ihm noch um Welten höher als sein hoher Chef: Bismarck. Allerliebste zu lesen, wie er Dessen Verhältnis zu den Ministern schildert. „Alles hängt an Bismarck. Er hat die Minister vollständig an der Leine. Die Rücksicht auf ihn beherrscht Alles. Kein Minister (sagt Geheimrath L.) vertraue sich Etwas, wenn er nicht im Voraus wisse, daß Bismarck zustimme.“ Ganz wie heute; nur der Name — nur der Name? — des Allmächtigen wäre zu ändern. Uebrigens hat der redliche Bosse mehr Sinn für Bismarcks Größe als mancher Geistreiche. „Wie weit, wie unglaublich weit überragt er alle Andern! Er giebt sich (im Reichstag), wie er ist. In der Natürlichkeit und Wahrheit seines Wesens und Auftretens liegt seine bezaubernde, überwältigende, unwiderstehliche Ueberlegenheit. Mögen seine Kollegen und auch die ihm näher stehenden Beamten über ihn klagen, schelten und klug

schwazgen: er ist ein unvergleichlich origineller, großer und mächtiger Mann, ein gewaltiger Reder unter Pygmäen. Er kommt mir immer vor wie ein rechter Künstler von Gottes Gnaden.“ Ein kindliches Gemüth hat da geahnt, was der Verstand der Verständigen oft nicht sah: daß Bismarck zwar die Rangklasse mit jedem Bülow gemein hatte, mit seinem musischen Wesen aber in den Bereich der Shakspeare, Goethe, Beethoven gehört, — nicht neben sie, sicher, doch in ihre Sphäre. Aber der Zustand ist nett: er „hat die Minister an der Leine“ (Unsereiner würde für solches Bild in Noabith belohnt), doch sie schelten und klagen über ihn. Das sachlich Wichtigste ist der Bericht über den Ministerrath vom zwanzigsten Oktober 1878. „Bismarck erzählte, er habe die vorige Nacht bis acht Uhr morgens nicht einen Augenblick geschlafen; erst morgens habe er ein Wenig Schlaf gefunden und sei bis halb Eins liegen geblieben. Als er dann geklingelt habe, sei ihm ein eben angekommenes Telegramm des Kronprinzen (der nach Robilings Attentat den alten Kaiser vertrat) gebracht worden, das ihn um ein Uhr zum Vortrag befehl. So habe er sich Hals über Kopf fertig machen müssen und sei um sein Frühstück gekommen. Er schellte, ließ sich Butterbrot und Bier kommen und stand später während der Berathung dann und wann auf, um in seiner ungenirten, sicheren Art zu essen und zu trinken. Seine Formen und seine Sprechweise sind nichts weniger als rauh, vielmehr sanft, verbindlich und dabei von bestrickender Ungezwungenheit und Natürlichkeit. Zunächst brachte er die Ausführung des Sozialistengesetzes zur Sprache. Annahme im Bundestath, dann sofort Vorlage an den Kronprinzen, schleunigste Publikation. . . Als richterliche Mitglieder (der Beschwerdebekommision) seien ihm die Mitglieder des Obertribunals von Grävenitz, Clauswitz, Hahn und Delius als politisch vollkommen zuverlässig bezeichnet worden. Der Justizminister schlug noch den Obertribunalsrath von Holleben vor und benutzte den Anlaß, um — wie mir schien, wenig taktvoll und geschickt — die preußischen Richter überhaupt als politisch zuverlässig herauszustreichen. Fürst Bismarck meinte, wenn die preußischen Juristen Alle so wären wie der Staatsanwalt Lessendorf, dann wären sie in der Rekursinstanz zu brauchen; aber die preußischen Staatsanwälte sählten sich meist nicht als Regierungsbeamte, sondern als souveraine Richter. Den badischen Oberstaatsanwalt Riefer bezeichnete er als abschreckendes Beispiel. An badische Richter könne man also für die Kommission gar nicht denken. . . Alles, was der Fürst sagte, bewies die vollkommene Beherrschung aller nur denkbaren Standpunkte und dabei eine innerliche Freiheit und eine Klarheit des Urtheilens und des Wollens, wie ich sie nie habe von einem Menschen zum Ausdruck bringen hören. Dabei zeigte er nicht einen Anflug von Gereiztheit bei erfolgreichem Widerspruch oder auch nur von Eigensinn. Mild, mit vornehmer Eleganz plaidirte er für seine Anschauung, gab auch hier und da nach, erreichte aber im Wesentlichen Alles, was er wollte. . . Auf den Justizminister Veonhardt und seine etwas polternden Zwischenbemerkungen achtete Niemand.“ Natürlich; da dieser ins Liberale schillernde Hannoveraner nichts Besseres zu sagen wußte als: Die preußischen Richter, Durchlaucht, sind sämmtlich politisch zuverlässig. Ganz Anderes mußte er sagen. Mußte fordern, daß bei der Auswahl für das wichtige Amt nicht „Zuverlässigkeit“ entscheide, sondern Tüchtigkeit, unabhängiger Sinn für die Majestät des Rechtes. Daß man endlich mit der Feudalvorstellung breche, der Richter sei ein biegsamer Miethling jeder regirenden Gewalt und müsse sich in politischen Prozessen ihrem Wink bucken. Solchem Justizminister hätte Bismarck vielleicht geantwortet: „Sehr gut, lieber

Kollege; aber wir sind im Kriege gegen eine Macht, die nicht fünf Minuten zögern würde, de nous saigner à blanc, wenn sie nur könnte. Und ich glaube, die Weisheit vereinfachen sich, wenn ich ohne landesübliche Heuchelei ausspreche, was auch hinter Pfortengardinen überall gemacht wird. Recht ist nun mal, was den Herrschenden nützt, strafbares Unrecht, was den Staat, die soziale Maschinerie in Unordnung bringt. Und wenn wir des Richters nicht mehr sicher sind, können wir noch heute die Sachen packen.“ Beachtet aber hätte er den Mann, dem die Ueberzeugung mehr war als die Pfunde; und es war ein nationales Unglück, daß er so selten, fast nie solche Kollegen fand; daß er die Minister an der Seine hatte. Einen Sozialdemokraten, der hier liebt, wie ihm die Richter ausgesetzt, die der Regierungspolitik nicht süßlichen von der Kandidatenliste gestrichen wurden, muß zornige Empörung packen; und man darf ihm nicht die lähle Objektivität zumuthen, die seufzend einräumen würde, daß Bismarck nur offener, mutziger war als die anderen Excellenzen, vor und nach ihm. Die Kugeln hätten ihn auch verstanden, wenn er gesagt hätte, natürlich müsse strengste Gerechtigkeit walten. Doch zu Heuchlerpraktiken erniederte er sich nicht. Daß der Staat die legal erworbenen Rachtmittel gegen seine Feinde rücksichtslos anwendet, schien ihm selbstverständlich und ein hoher Richter, der über das zur Staatsverteidigung Nothwendige anders dachte als der Kanzler, unbrauchbar zum wichtigem Dienst. Kein starker Staatsmann hat je anders gedacht; nur sprechen die meisten anders. Der gute Boffe merkt gar nicht, daß er seinen Heros hier in einem nicht allzu günstigen Licht zeigt. Nach der ersten Sitzung, der er ihn präsidiren sah, schreibt aber selbst er: „Bismarcks vielbeklagte Menschenverachtung ist zu verstehen, wenn seine Kollegen, die höchsten Beamten des Staates, ihm gegenüber sich nicht mehr und nicht besser geltend zu machen wissen, als es bei der Mehrzahl heute der Fall war.“ Der gute Boffe, der für eine Cigarre des Chéfs, für ein Konzertbillet des Unterstaatssekretärs so dankbar war und 1878 Französisch und Englisch lernen wollte, hat sich, als er, zu eigenem Erstaunen, Kultusminister geworden war, unter Ministerpräsidenten, die nicht Bismarck hießen, freilich auch nicht „geltend zu machen“ vermocht.

Aus dem Elfaß wird mir geschrieben:

„Daß zu höflichen Festvorstellungen unsere Soldaten herangezogen werden, wissen wir nachgerade nicht nur von der Saalburg-Feier, nicht nur aus gelegentlichen Äußerungen der über zu kurze Ausbildungszeit jammernben Compagniechefs. Wir haben hier ein neues Beispiel erlebt. Zwischen dem Schluß der festereichen Mittelmeerreise und der ‚Einweihung‘ der neuen, Wiesbaden mit Mainz verbindenden Eisenbahnbrücke, die man Kaiserbrücke ‚getauft‘ hat — auch Brücken werden heutzutage ja getauft —, war im kaiserlichen Reiseprogramm ein Besuch der Hofkönigsburg bei Schlettstadt vorgemerkt. Mit gemischten Gefühlen setzen die guten Elsäßer, wie dort, zum guten Theil auf ihre eigenen Kosten, die stattlichen Ruinen den zweifelhaften Restaurierungsplänen eines Hofarchitekten weichen. Wie auf der Saalburg die Requisiten des Alterthumes, so mußten auf der Hofkönigsburg die des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts zur Verherrlichung des hohen Besuches herhalten. Aus Karthausen, Felschlangen oder Falconets sollte dem Kaiser der Gruß entgegenkommen. Let all the battlements their ordnanoo sirs! Kanoniere des zehnten Fußdrilliereregimentes waren aus der Hauptstadt der Reichslande dazu kommandirt worden, brave Liebersachsen, die mit modernen Schnellfeuerstücken zwar und mit

Patronen, nicht aber mit alten Vorderladern und mit losem Pulver umzugehen verstehen. Durch eine Pulverexplosion erlitten drei Soldaten erhebliche Brandwunden; der dem Kaiser entbotene Donnergruß war mit der Gesundheit dreier deutschen Menschen, wie mancher Mann fand, vielleicht ein Bißchen theuer bezahlt."

Noch Einiges über Militärfeiern. Der Frankfurter Zeitung wurde geschrieben, in Metz sei am zehnten Mai vormittags vom Bahnhof bis zum Dom Stunden lang der ganze Straßenverkehr unterbrochen gewesen, weil die Truppen mit aufgeflossener Bayonnette „Spalier üben“. Auf dem Festplatz bei der mainzer Rheinbrücke wurde einmal sogar vor dem Auge des kommandirenden Generals „Spalier gelübt.“ Wurde solche Uebung auch früher, wo die dreijährige Dienstzeit doch mehr Ruhe für Lebensgenuss ließ, für nöthig gehalten? Alte Offiziere versichern, in ihrem Dienstleben sei kein Präzedenzfall zu finden. Besonders nett muß es in Metz gewesen sein. In der Kölnischen Volkszeitung las ich: „Da der Platz beim Kaiser Wilhelm-Denkmal ganz mit den Buden der Waimesse besetzt ist — bis zur Ankunft des Kaiserpaars müssen sie in einem Tag und zwei Nächten mit Hilfe von Pionieren und Feuerwehr abgebrochen sein —, wurden die Straßen der Stadt, die so schon eng genug sind, zur Aufstellung des Armeecorps benützt. An eine vorherige öffentliche Bekanntmachung der Uebungen und Straßenperrungen hatte man anscheinend nicht gedacht; so entstand denn in allen Stadttheilen eine gewaltige mehrstündige Verkehrsstockung in einer Ausdehnung, Dauer und Härte, die man in Metz, wo man doch in dieser Hinsicht wahrhaftig nicht verwehrt wird, noch niemals auch nur annähernd erfahren hat. Wahre Wagenburgen mußten Stunden lang in den Straßen stehen; die Straßenbahn stellte ihren Betrieb ein; Postkassen konnten weder nach dem Bahnhof hinaus noch in die Stadt hinein befördert werden; Reisende mußten auf den gewählten Zug oder überhaupt auf die Abreise verzichten. Arbeiter, Fuhrleute, Bürger, Beamte: Alles schimpfte. Am Tage vorher sprach ein höherer Offizier vom Generalstabe bei hiesigen Redaktionen vor und stellte an sie das Ansuchen, von der morgigen großen militärischen Bewegung nichts in ihrem Blatt zu erwähnen“. Rieblisch, nicht wahr? Nur im Reich deutscher Nation möglich. Und warum diese „große militärische Bewegung“? Weil das Armeecorps vor dem von der Mittelmeerfahrt heimkehrenden Kaiser paradiert werden sollte. Rie, wurde gesagt und geschrieben, sei unter Häfellers Kommando die Bürgerschaft in ähnlicher Weise belästigt worden. Und leidet unter den umständlichen Vorbereitungen solches unkriegerischen Schauwessens nicht am Ende auch der Dienst, dessen Pensum ja nur für einen Theil der Truppen noch in vollen, in kurzen zwei Jahren bewältigt werden muß? Auch aus Straßburg kam seltsame Botschaft. Am Tage der Himmelfahrt war dort Kaiserparade. Nach der Garnisondienstvorschrift darf für Sonn- und Feiertage nur unerläßlicher Dienst angesetzt werden. Für unerläßlich hielt man bisher den Appell, den Dienst der Ordonanzen und Wachkommandos; jetzt, wie es scheint, auch die Kaiserparaden, die Mannschaft und Offiziere vom Morgengraue bis zum Mittag mehr als jeder andere Dienst anstrengen. Geht so weiter, dann muß man Gesundheitsschutzgesetze fürs Militär fordern. Und die Soldaten sollen obendrein doch zu frommen Christen erzogen werden, wenn sie nicht vorher schon waren. Ueber die Wege, die an dieses Ziel führen sollen, belehrt uns ein vom General von Viebahn herausgegebener „Bibel-Lesezettel, Beilage der Vierteljahrschrift Schwert und Schild“. Da ist zu lesen: „Der Herr hat sich zu den Fürbitten für Meer und Flotte im Laufe der letzten Jahre in

gnadenreicher Weise bekannt. Er hat eine wachsende Zahl wahrhaft bekehrter Offiziere und Unteroffiziere geschenkt. Er hat an mehreren Stellen gesegnete Vereinigungen gläubiger Soldaten und Matrosen gegeben, die sich um das Wort Gottes versammeln". Dann wird vom Trinken und Rauchen geredet. „Es wird bei Gläubigen, angesichts des durch den Alkohol herbeigeführten Ruins, nicht auf Widerspruch stoßen, daß ein wahrer Christ kaum jemals Brantwein, Viqueur u. s. w. nehmen kann dem Herrn, Jesu zur Ehre und zur Freude... Jeder Christ hat Freiheit, zu rauchen, wenn er's zur Ehre Gottes' thut (1. Korinther 10, 31). Bewahre Deine Freiheit, zu rauchen, Wein und Bier zu trinken; aber sieh nicht misleidig auf einen treuen Bruder herab, der diesen Dingen entsagt hat. In unseren Tagen, wo man sogar erleben kann, daß Frauen und Mädchen, die gläubig sein wollen, sich Cigaretten anzünden, thut es gewiß noth, Sucht und Liebe zu verbinden. Eins steht hier klar vor Gottes Wort: Du sollst nie Deine Freiheit ausüben, wenn Du dadurch anderen Gläubigen Anstoß oder Aergerniß bereitest." Und die Leute, denen solche Traktätchen, sicher mit wunderbarem Erfolg, in den Lorinister gesteckt werden, müssen am Tage der Ascensio Domini in Hotten paradiren. . .

Aus Venedig schreibt mir ein Deutscher, die während der Anwesenheit des Kaisers in der Kanalstadt entstandene Stimmung sei hier neulich richtig dargestellt, nur ein nicht unwesentliches Moment vergessen worden. Der Kaiser wurde erwartet. Das Volk freute sich auf das Spektakel festlichen Empfanges. Die Stadtbekörden wollten den gekrönten Gast bei der Landung begrüßen. Der Kaiser aber fuhr von Bord direkt, ohne Gefolge, auf seiner Dampfbootkassette bis zum Palast der Gräfin Morosini. Die Menge, die lange geharrt hatte, sah sich um den Lohn des Mariens, die Augenweide, gebracht und fing zu murren an. Und als der deutsche Monarch während seines Aufenthaltes dann fast nur mit der Gräfin verkehrte und ihr ganz ungewöhnliche Ehre erwies, wuchs die Wuth, zu den Fenstern des Palazzo Morosini wurden rothe Schimpfworte hinaufgebrüllt, die schöne Contessa durfte sich nicht sehen lassen und es kam zu Straßenputzchen, gegen die das Militär mobil gemacht wurde. Auf „Empfänge“ sollten die Leute des Kaisers sich doch nachgerade verstehen.

Viel Geschrei über einen von Konservativen und Nationalliberalen ins preussische Abgeordnetenhaus gebrachten Antrag, der die Regierung auffordert, „einen Gesetzentwurf betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen vorzulegen.“ Viel Geschrei, weil in dem Antrag die konfessionell abgegrenzte Volksschule empfohlen wird. Von Nationalliberalen! Unerböt; als ob der voll und ganz, der unentwegt Liberale nicht verpflichtet sei, für die Simultanschule, als einen beinahe letzten Hort wahrer Freiheit, zu sterben! Aber so sind diese Nationalliberalen; immer zum Berath der großen, heiligen Sache bereit. Die große Sache hat zwei Seiten. Die pädagogische: will man die Kinder zu Christen bilden, dann ist's sicherlich besser, wenn der Lehrer — jeder; auch einer, der Deutsch oder Geschichte lehrt — nur zu Schülern spricht, die den selben Glauben bekennen wie er. Ein Protestant, der katholischen Volksschulkindern die deutsche Geschichte deuten soll, muß verlegen oder schlau lauriren und kann nie mit seiner ganzen Persönlichkeit auf die jungen Herzen wirken. Die politische Seite: die Großkapitalisten, deren Interessen die nationalliberale Partei zu vertreten hat, ängsten sich arg vor der Gottlosigkeit, die ihre Arbeiter leicht zu erhöhtem sozialen Anspruch verleitet, und möchten deshalb die nächste Generation

gern in frommer Zucht aufgepäppelt sehen. Deshalb Schulkompromiß mit den Konservativen. Im Grunde ein Triumph für die Sozialdemokratie, die, ohne in den Landtag zugelassen zu sein, durch ihr agitatorisches Wirken die alte Kulturkämpferpartei gezwungen hat, die so ziemlich letzte *ratio existendi* aufzugeben. Möglich, daß die Rationalliberalen noch umfallen, wenn zur Beratung des Gesetzesentwurfes kommt; weil sie den verhaßten Katholiken die konfessionelle Schule nicht gönnen und, unter dem Feuer der Freisinnsbatterien, den Kompromißmuth verlieren. Möglich. Doch müssen sie dann artig schweigen, wenn — wie bestimmt anzunehmen ist — das Volksschulgesetz von einer klerikal-konservativen Mehrheit gemacht wird. Der Versuch, wieder ein Entrüstungstürmchen übers Land brausen zu lassen, würde nach der neuesten Leistung ausgelacht; und die Regierung, die sich von einem Vennigen allenfalls ins Bodenhorn jagen ließe, würde vor den Fried- und Pödenberg gewiß nicht kapitaliren. Selbst sie hat allmählich erkannt, daß die nationalliberale Partei die Geschäfte der Großindustrie und des Großhandels zu besorgen hat, nicht der paar Professoren und Pastoren, die mehr oder minder klug für sie schwagen. Viel Geschrei und wenig Wolle. Der Rede werth wäre die Sache erst, wenn nicht für die lauwarmen, nach alter Erfahrung schlecht bestimmten Rindertränken der Simultan-schule, sondern für die völlige Trennung von Staat und Kirche gestritten würde.

Dieser Streit soll nächsten in Frankreich entbrennen; wäre schon jetzt entbrannt, wenn die Firma Combes-Jaurès nicht von vorsichtigen Geschäftsmännern geleitet würde. Herr Doubet hat den Besuch des Italerkönigs erwidert. Die sorgsam erhaltene Fiktion, die den des Kirchenstaates beraubten Papst in Gefangenschaft hinschmachten läßt, erlaubt nicht, daß der Repräsentant eines katholischen Landes den Gefängnißwärter besucht. Ein protestantischer Kaiser darf nach Rom kommen und, selbst wenn er im Quirinal wohnt, guter Aufnahme im Vatikan sicher sein: er ist — nach seinem Bekenntniß, nicht immer nach seinem Handeln — Gegner des Papstthumes, braucht sich der Tradition nicht zu fügen und ist doppelt willkommen, wenn er, als Keher, huldigend dem Stuhl Petri naht. Ein katholisches Staatsoberhaupt aber soll die nicht mehr päpstliche Stadt meiden. Pius hat also gegen Doubets Besuch protestirt. Das mußte er; sonst hätten die Herrscher von Oesterreich, Spanien, Portugal flink den Zug bestiegen, um zuw' lieben Herrn Viktor Emanuel nach Rom zu fahren. Das hätte namentlich der alte Kaiser Franz Joseph längst gern gethan, wenn er nicht wüßte, wie übel der Papst solche Reise aufnimmt. Nun ist Pius, der französische Pilger nicht in ihrer Sprache begrüßen, nicht einmal Römerlatein reden kann, kein Kirchenlicht; und sein junger, völlig unerfahrener Staatssekretär scheint von dem Diplomaten Schlag, an den wir in Deutschland seufzend gewöhnt worden sind. Die Weiden waren klug genug, nicht klug zu sein. Verschiedene Cirkularnote und ließen in dem für Frankreich bestimmten Exemplar einen Satz aus; den Satz: trotz dem Affront bleibe der Nuntius in Paris, weil gewichtige Gründe gegen die Abberufung sprächen. Diese Variante, meinte das harmlose Paar, werde nicht rufbar werden; heutzutage, im Gewimmel der Reporter und Spürhündchen. Sie ward bald erschnüffelt. Und nun fanden die Franzosen sich furchtbar beleidigt. Eigentlich ohne zureichenden Grund; denn die Auslassung des Satzes war von zaghafter Thorheit empfohlen, die sicher nicht kränken, sondern die Radikalgefühle der pariser Schreckensmänner schonen wollte. Auf die diplomatische Verbindung mit Paris wollte

die Kurie nicht verzichten, recht deutlich aber den anderen katholischen Staatschefs sagen: Macht Ihr's wieoubet, dann brechen wir ohne Säumen den amtlichen Verkehr mit Euch ab. Einerlei. Die Neojakobiner tobten, Frankreichs Botschafter wurde aus Rom abberufen und ein simpler Sekretär mit der Vertretung der Republik betraut. Mehr will die Sozietät Combes-Jaurès einstweilen nicht thun. Erst im Januar 1906 solls gegen das Konkordat gehen und die Kirche vom Staat getrennt werden. Das läßt sich schon eher hören als der Simultanschulschlag; und eine starke Kirche, darin stimmen Stoecker und Gayraud überein, kann sich Freiheit von aller Staatsgemeinschaft nur wünschen. Fürcht man aber schärfer hin, so merkt man, daß es doch wieder nur das alte Gezeiter wider die Pfaffen ist, das sich immer einstellt, wenn eine Klasse Lichtfreundlichkeit heucheln, wärmendes Licht aber nicht gewähren will. Das Volk soll auch in Frankreich nicht entchristlicht, nicht in ein Bewußtsein erzogen werden, dem die gefährliche Kluft zwischen Lehre und Leben sich endlich schließt; Herr Combes und seine Leute wollen nur die Macht der Priester brechen, damit fortan Männer ihres Fleisches, Advokaten, Bankiers, Zeitungschreiber und Fraktionentreiber, mit Vortheil über die Menge herrschen. Ein erwägenswerther Kulturunterschied: in Frankreich verbänden die Spitzen der Bourgeoisie sich den Sozialisten, um mit dem Geräusch des Waffenhammers den Ruf nach sozialer Gerechtigkeit zu überdünen; in Deutschland beanht sich die selbe, von dem selben Rothen Gespenst geängstete Schicht, im Bund mit dem hier noch mächtigeren Landadel dem „Volk die Religion zu erhalten“.

Dies hat sich grundlose Sorgen gemacht. Die Deutsche Bank braucht die Glanzziffern an den Fensterscheiben ihrer Depositenkassen nicht ändern zu lassen. Herr Eugen Landau, preußischer Rittmeister und spanischer Generalkonsul, trägt wirklich eine Märtyrerkrone, ist auch wirklich verwundet worden. Keine Kugel zwar traf ihn; doch des Geschickes Mächte raubten ihm 420 000 Mark, die er schon sicher zu haben glaubte. Glauben durfte; daß die von ihm vermittelte Fusion der Berliner mit der Deutschen Bank gelingen würde, schien gewiß. Bis zur zehnten Morgenstunde des letzten Vaitages. Generalversammlung der Berliner Bank. Der Ausschichtspräsident verliest ein Sendschreiben, worin die Deutsche Bank kund und zu wissen thut, falls dem Gebanken der Fusion widersprochen werde, sei ihre Offerte als nicht mehr vorhanden zu betrachten. Sensation. Denn Widerspruch war bestimmt zu erwarten. Er regt sich; das Angebot der Deutschen ist zurückgenommen; die Versammlung, nach mancherlei kritischem und unkritischem Berede, beschlußunfähig; die Sache erledigt. Jakobs Sohn Eugen steht mit trübem Wehmuthsblick seine theuren Felle fortzuschwimmen und muß nun mit einem neuen raid ins Gelobte Land der Provisionen seine Rittmeisterchaft erweisen. Die Berliner Bank bleibt, all in ihrer selbständigen Größe, der Hauptstadt, der Nation erhalten. Und schmunzelnd spricht neben der Hedwigskirche ein anderer Eugen: „Port Arthur Gewinner hat unseren Leuten diesmal also nicht widerstanden.“

In Deutschland ist's, Juvenal zum Lort, schwer geworden, eine Satire zu schreiben; der letzte Wagemuth erreicht nicht die Alltagswirklichkeit. Habt Ihr gelesen, welchen Stab Herr von Trotha nach Südwestafrika mitnimmt? Drei Generalstabsoffiziere; zwei Adjutanten; zwei Intendanturräthe und einen Oberkriegsgerichtsrath; sechs Offiziere fürs Pferdebedpot; zwei Majore und einen Oberleutenant fürs Stapenkommando; dann giebt's noch: Artilleriedepot, Signalabtheilung, Bekleidung-

depot, Proviantamt, Kolonnenabtheilung; im Ganzen wurden fünfunddreißig Offiziere als zum Stab gehörig aufgezählt. Diesen Apparat findet man für einen Krieg gegen die Pereros nöthig; für einen Krieg, der seit Monaten von einem nach der Norm ausgestatteten Oberkommando geleitet wird. Vor zehn Jahren noch hätte man die Meldung für ein Märchen gehalten. Jetzt? Nirgends ein Wörtchen; als wäre ganz in der Ordnung. Nur in der Armee selbst blickt mancher Nüchterne, der wirklichen Krieg mitgemacht hat, ratlos gen Himmel; und das Ausland, das Kejnliches nie sah, spottet über solche wunderliche Vorbereitung zu einer Aufgabe, deren Bewältigung einer Militärgroßmacht nicht allzu schwer sein sollte. Daß der Truppentransport noch immer langsam, in kleinen Mengen, erledigt wird, ist leider nicht mehr neu; auch nicht, daß Herr von Trotha, ehe er noch das Mindeste zu leisten vermochte, als Nationalheld gefeiert, mit Militärmusik, Jubel, Ansprachen und Kanonensalut bewirtheet werden konnte. Man ist doch nicht ohne Profit in Walbersee's Schule gegangen. Neu aber, unglaublich neu ist dieser afrikanische Stab.

„Die vaterländischen Romane Wilibalds Alexis konnten in jedem guten deutschen Bürgerhause zugleich künstlerische und patriotische Freude erregen. Die Unbankbarkeit der Hohenzollern sollte der Dichter gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preussischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind; so viel man weiß, hat der Dichter des Rosands von Berlin und der Hosen des Herrn von Bredow von seinem kunstsinrigen König nie ein anderes Zeichen der Theilnahme empfangen als jenen ungeredeten Brief, der ihm die liberalen Darinlosigkeiten seiner Volkslichen Zeitung strafend vorhielt“. So sprach Treitschke im Jahr 1894 zu seinem Volk. Ehe sein Wort bekannt wurde, hatte, im selben Jahr, der Deutsche Kaiser den Komponisten Leoncavallo, einen in Italien geborenen Juden, aufgefordert, aus dem Kolondroman unseres Alexis eine Oper zu machen. Der Auftrag schien ungreiflicher Stimmung entstammt. Wir haben kräftige deutsche Talente: Strauß, Pfitzner, Dampferbind, Weingartner, Schillings, manchen Anderen vielleicht noch; und ein italienischer Effekthascher wird vom Repräsentanten der Volkheit aufgefordert, einen unmärkischen Stoff als Nachdichter und Komponist zu gestalten. Sind die Zeiten wiedergekehrt, wo deutsche Fürsten sich von reichlich bezahlten Schaumschlägern aus Weichland ihre Kunstleckeereien bereiten ließen? „Ehrt Eure deutschen Meister, dann bannet Ihr gute Geister!“ Ist Wagners Meisterfingermahnung verhallt? Herr Leoncavallo hat mit der derben Cirtusmusik des „Bajazzo“ einen lange nachhallenden Modeerfolg gehabt; die Musik seiner „Medici“ klang nicht nur, sondern noch sogar abcheulich; zwei andere Opern konnten selbst durch die pfliffigste Reklamekunst römischer Talentspächter nicht in die Mode gebracht werden. Also ein Mann, der einmal, mit völlig unkünstlerischen Mitteln, auf den Brettern gesiegt hat. Den kein ernster Musiker schätzt. Der nicht Deutsch spricht, deutsches Leben, deutsche Geschichte nicht kennt, das tiefste Wesen in der robusten Kunst Wilibalds Alexis also gar nicht zu fühlen und noch weniger natürlich zum Tönen zu bringen vermag. Ein Mann, der wenige Jahre nach Wagners mühsäliger Lebensarbeit in Deutschland höchstens als Eintagsamuseur im Winkel geduldet werden dürfte. Der gierig nach jeder Erfolgsmöglichkeit hascht; gestern, „Zaza“, eine der schmierigsten Heldentstücke, komponirte, morgen der Tingeltangelidnzerin Tortajada eine Zugoper auf den bräunlichen Leib schreiben wird. Dem wird eins von den Reichskleinodien mär-

nischer Dichtung vom Thron her zur Bearbeitung geliefert; ein winziges, doch ein echtes. Jetzt ist er fertig. Bringt die erbetene Gabe nach Berlin. Wird, als einziger Civillist, vom Kaiser zum Stiftungsfest des Lehrbataillons nach Potsdam geladen und in der Hofkutsche vom Bahnhof abgeholt. Frühstück am Tisch des Kaisers, der zweimal mit ihm plaudert, ihn stets als „Meister“ anredet — wie lange wurden die Wagnerianer wegen dieser Anrede verspottet! — und ihm sagt: „Sie sind der erste lebende Komponist der italienischen Schule; wenn Sie sechs Jahre an dem Werke gearbeitet haben, muß es etwas Vollendetes geworden sein. Sie haben es mir gewidmet? Zu viel Ehre für mich! Ich bin stolz darauf, meinen Namen mit solchem Werk verknüpft zu sehen. Sie werden in Berlin der Woge des Tages sein. Ich komme zu den letzten Proben, um Sie zu bewundern. Und Sie, lieber Hülsen, müssen sich bei der Inauguration die allergrößte Mühe geben, damit der Meister vollkommen zufrieden ist.“ Den so Ausgezeichneten umdrängen Prinzen, Diplomaten, Geistliche, hohe Offiziere; sein Namenszug, ein Wort von seiner Hand wird wie ein Huldbeweis demüthig erbeten. Ein paar Stunden danach steht Alles in der Zeitung; Wort vor Wort hats Herr Leoncavallo den Reportern diktiert. Er hat seine Weltreklame. Für eine Arbeit, die noch Keiner kennt, auch der Kaiser nicht, der schon stolz darauf ist, mit ihr seinen Namen verbunden zu sehen. Für eine Arbeit, von der, nach allen früheren Leistungen des Verfassers, anzunehmen ist, daß sie ins Hochland ernster Kunst nicht mit einem Gipfelchen hineintragen wird; und die dem Preußengeist der verarbeiteten Dichtung so fern bleiben muß wie irgend ein Eberlein dem Genius Goethes. Dem welschen Reklameglöckner, der nicht einmal die Hülle der Erfolge für sich hat, dem in seiner Heimath selbst der feinere Puccini vielfach vorgezogen wird, werden im Kaiserhaus Ehren erwiesen wie nie einem deutschen Künstler. Was er, der im Hofopernhaus schon zweimal durchgefallen ist, bringt, wird ohne Prüfung angenommen, mit der größten Sorgfalt, unter dem Auge des Monarchen, eingelebt und mit allem erdenklichen Pomp ausgestattet. Und Niemand wundert sich. Nirgends wird, mit der gebotenen Höflichkeit, aber auch mit der hier noch nöthigern Entschiedenheit, gegen solche weithin sichtbare Zurücksetzung deutscher Künstler, dem Unwürdigsten vom Volksvertreter so überreichlich geschenkte Gunst protestirt. Was die Briten wohl sagen würden, wenn ihrem Eduard der Einfall käme, Walter Scott einem welschen Dugendmusikanten zur Bearbeitung auszuliefern und den schwarzen Herrn wie den Heiland der Tonwelt zu feiern? Und England ist doch nicht der Erbthron klingender Kunst. Wir schweigen und beugen uns. Charleys Lante im Neuen Palais; Ohnet ein großer Dichter; dem Panbriten und Deutschenfeind Rippling einen enthusiastischen Gruß übers Weltmeer; Leoncavallo der Schöpfer künstlerisch vollendeter Werke, der Meister schlechtweg. Gottfried Keller aber, Raabe, der Märker Fontane existiren nicht; dem toten Böcklin keine Ehrenbezeugung; dem lebenden Klügel nur Spott; seine Landschaft ist „zu grün“, sein Beethoven komisch; Hauptmann nicht würdig des Schillerpreises; Veibl, Liebermann, Wöhe in den Rinnstein gewiesen; Pfizner, Schillings und die Andern müssen Jahre lang, hungrig oft, harren, bis sich ein Spältchen der Hofopermpforte ihnen aufthut, müssen knirschend hören, wie man im Ausland tuschelt, so schlecht stehe es jetzt um die deutsche Musik, daß der Deutsche Kaiser einen Italiener verschreiben müsse, um eine altberlinische Dichtung auf die Opernbühne zu bringen. Unsere öffentliche Meinung ist private Freigebit. Wir schweigen loyal. Die Kulturgeschichte wird einst vielleicht redseliger sein.